

Herausgeberteam / Editeurs / Editors

Dr. Sabine Eggmann

Ass.-Prof. PD Dr. Konrad J. Kuhn

Beirat / Comité scientifique / Scientific Board

Prof. Dr. Regina Bendix (Göttingen)

Prof. Dr. Simona Boscani Leoni (Bern)

Prof. Dr. Moritz Ege (Zürich)

Prof. Dr. Ellen Hertz (Neuchâtel)

Prof. Dr. Timo Heimerdinger (Freiburg i. Br.)

Prof. Dr. Reinhard Johler (Tübingen)

Prof. Dr. Walter Leimgruber (Basel)

Prof. Dr. Andrea Leonardi (Trient)

Prof. Dr. Christine Lötscher (Zürich)

Prof. Dr. Johannes Moser (München)

Prof. Dr. Dorothy Noyes (Columbus, Ohio)

Prof. Dr. Jacques Picard (Basel)

Prof. Dr. Johanna Rolshoven (Graz)

Prof. Dr. Brigitta Schmidt-Lauber (Wien)

Prof. Dr. Friedemann Schmoll (Jena)

Prof. Dr. Bernhard Tschofen (Zürich)

Prof. Dr. Ingrid Tomkowiak (Zürich)

Prof. Dr. Harm-Peer Zimmermann (Zürich)

Redaktionskommission / Comité de rédaction / Editorial Board

Dr. Suzanne Chappaz-Wirthner (Sion)

Dr. Meret Fehlmann (Zürich)

Dr. Mischa Gallati (Zürich)

Dr. Sibylle Künzler (Basel)

Dr. Ulrike Langbein (Basel)

Dr. Nikola Langreiter (Kattau)

Grégoire Mayor, MA (Neuchâtel)

Dr. Nicole Peduzzi (Basel)

Dr. Isabelle Raboud-Schüle (Bulle)

Dr. Serge Reubi (Berlin)

Dr. Tobias Scheidegger (Zürich)

Sabine Eggmann, Konrad J. Kuhn (Hg.)

Postkoloniale Perspektiven einer kultur- und sozialwissenschaftlichen Altersforschung

Herausgeber:innen des Themenhefts:
Valerie Keller, Eva-Maria Trinkaus

Schweizerisches Archiv für Volkskunde

Halbjahresschrift der Empirischen Kulturwissenschaft Schweiz (EKWS)
120. Jahrgang (2024), Heft 2

Archives suisses des traditions populaires

Semestriel d'Anthropologie Culturelle Suisse (ACS)
120^e année (2024), no 2

CHRONOS



Unterstützt durch die Schweizerische Akademie
der Geistes- und Sozialwissenschaften
www.sagep.ch

Die wissenschaftliche Zeitschrift *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* (SAV) ist indiziert im European Reference Index for the Humanities and Social Sciences (ERIH-PLUS), in Scopus und im Arts & Humanities Citation Index (A&HCI). Sie erscheint unter einer Gold-Open-Access-Policy mit einer Creative-Commons-Lizenz CC-BY-NC-ND. Alle Ausgaben des SAV seit 1897 sind zugänglich unter www.e-periodica.ch.

La revue scientifique *Archives suisses des traditions populaires* (ASTP) est indexée au European Reference Index for the Humanities and Social Sciences (ERIH-PLUS), dans Scopus et au Arts & Humanities Citation Index (A&HCI). Elle est publiée sous une politique d'accès libre «dorée» avec une licence CC-BY-NC-ND. Tous les numéros des ASTP dès 1897 sont accessibles sur www.e-periodica.ch.



© 2024 Empirische Kulturwissenschaft Schweiz (EKWS), Basel, www.volkskunde.ch

Chronos Verlag, Zürich, www.chronos-verlag.ch

Print: ISBN 978-3-0340-1786-2

E-Book (PDF): DOI 10.33057/chronos.1786

ISSN 0036-794X

Chronos Verlag

Zeltweg 27 • CH-8032 Zürich

www.chronos-verlag.ch

info@chronos-verlag.ch

Inhaltsverzeichnis

VALERIE KELLER, EVA-MARIA TRINKAUS: Postkoloniale Perspektiven einer kultur- und sozialwissenschaftlichen Altersforschung. Zu bekannten Potentialen und neuer Wissensgenerierung	7
IRENE GÖTZ, ESTHER GAJEK, PETRA SCHWEIGER: Ruhestand als Ausschluss. Erschwerte gesellschaftliche Teilhabe älterer Frauen und ihr geringer Spielraum für Widerständigkeit	13
STEFAN SCHWEIGLER: Aging und Queering im postsozialistischen China. <i>Papa Weifeng</i> als digitaler und intergenerationaler Medienaktivismus des Globalen Südens	37
ANNA-CHRISTINA KAINRADL: Die Perspektiven älterer Migrant:innen sichtbar machen. Eine intersektionale Ethik-Analyse im Lichte alternswissenschaftlicher Diskurszusammenhänge	51
VALERIE KELLER: Intersektionale Verwobenheit von Demenz. Wie Betroffene auf Pathologisierung, Vulnerabilisierung und Entmündigung reagieren	65
MERET FEHLMANN: Würdigung Paula Küng-Hefti	80
Buchbesprechungen / Comptes rendus des livres	81
Autor:innen	94

Postkoloniale Perspektiven einer kultur- und sozialwissenschaftlichen Altersforschung

Zu bekannten Potentialen und neuer Wissensgenerierung

VALERIE KELLER, EVA-MARIA TRINKAUS

Abstract

Der vorliegende Beitrag bietet einen Einblick in die aktuelle Forschung an der Schnittstelle von Alterswissenschaften und Postkolonialer Theorie und bildet den konzeptuellen Rahmen für die nachfolgenden Artikel. Im Fokus stehen unterschiedliche Dimensionen des (hohen) Alters, das als soziale Differenzierungskategorie verstanden und in seiner intersektionalen Verwobenheit untersucht wird. Theoretische Konzepte aus der Postkolonialen Theorie dienen als heuristische Linsen, um einerseits gesellschaftliche Machtstrukturen, Diskriminierungs- und Marginalisierungseffekte in Bezug auf das Alter sichtbar zu machen und dabei nicht die Potenziale marginalisierter Räume zu übersehen, in denen widerständige Praktiken, Performanzen und Repräsentationen des Alters entwickelt und erprobt werden können.

Keywords: intersectionality, age, postcolonial studies, aging studies, potentials

Intersektionalität, Alter, Postkoloniale Theorie, Alterswissenschaften, Potenziale

Sind Menschen mit Demenz als Subalterne zu verstehen, wenn ihre Stimme auf gesellschaftlicher Ebene nicht gehört wird? Und sind sie es immer noch, wenn sie als weisse, finanziell gut situierte Europäer:innen ein in vieler Hinsicht privilegiertes Leben führen? Was passiert, wenn ein Konzept aus den Postkolonialen Studien entlehnt und abstrahiert wird, um in einer ganz anderen Disziplin gleichwohl Machtstrukturen und Herrschaftsverhältnisse sichtbar zu machen? Diese Fragen boten Anlass für ein kritisches Gespräch zwischen den zwei Herausgeberinnen, das zu einem mehrjährigen fachlichen Austausch und schliesslich zur Erarbeitung des vorliegenden Themenhefts geführt hat. Dieses knüpft an den seit einigen Jahren bestehenden Diskurs zu Überschneidungen zwischen den Alterswissenschaften und den Postkolonialen Studien¹ an und beleuchtet und hinterfragt die Schnittstelle

1 Vgl. Journal of Aging Studies 2016 (39): Special section on «Theorizing Age – Postcolonial Perspectives in Aging Studies», guest edited by Silke van Dyk and Thomas Küpper.

dahingehend, welche Konzepte, theoretischen Zugänge, heuristischen Linsen und thematischen Felder bei Forscher:innen der Alterswissenschaften gegenwärtig im Vordergrund stehen, die in den Postkolonialen Studien und der Critical-Race-Theory² beheimatet sind.

Die gemeinsam getragene Überzeugung, dass die genannte interdisziplinäre Überschneidung das Potenzial besitzt, intersektionelle Machtverhältnisse sichtbar zu machen, führte zum Entschluss, das anfänglich bilateral geführte Gespräch in einem grösseren Kontext fortzusetzen. Dieses Vorhaben wurde erstmals in der 2023 durchgeführten Arbeitstagung *Aging Studies und Postkoloniale Theorie* am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft (ISEK) der Universität Zürich verwirklicht. Fragestellungen für die anwesenden, interdisziplinär aufgestellten Forscher:innen umfassten unter anderem, wie im jeweiligen Fachbereich Wissen über Alter und damit verbundene gesellschaftliche Machtstrukturen generiert wird und auf welche Forschungstraditionen und wissenschaftlichen Theorien dabei aufgebaut wird. Im Fokus der Arbeitstagung stand auch die Frage, wie das Alter intersektionell in die jeweilige Forschung eingebunden wird, und welche Potenziale sich aus der Zusammenschau von Alterswissenschaft und Postkolonialer Theorie für die jeweilige Forschung ergeben können. Dass postkoloniale Zugänge in einer interdisziplinär aufgestellten Alter(n)sforschung auf sehr unterschiedliche Weise und mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung miteinbezogen werden, ging bereits aus den Präsentationen der Tagung und den Gesprächen aus deren Vorbereitungszeit hervor. Diese Heterogenität spiegelt sich nun auch in den Verschriftlichungen dieses Austauschs wider, die den Gegenstand dieses Themenhefts bilden. Die gesammelten Artikel stellen demnach eine Weiterführung und Vertiefung dieser Diskussion dar, wobei die an der Arbeitstagung vertretenen Stimmen aus den Kultur-, Literatur- und Sprachwissenschaften hier nun auch durch solche aus den Medienwissenschaften und der Medizinethik ergänzt werden.

Eine theoretische Ausgangslage, die eine Altersforschung über fachliche Disziplinen hinweg verbindet, ist die Annahme, dass das menschliche Alter sowohl ein prozessuales Messinstrument als auch eine soziale Differenzierungskategorie darstellt: Einerseits werden chronologische Zählungen über gelebte Tage oder Jahre vorgenommen (chronologisches Alter) und biologische Wachstums- und Alterungszustände aufgezeichnet und an Normalitätswerten gemessen (biologisches Alter), die der gesellschaftlichen Einordnung und medizinischen Kategorisierung der Person, des Körpers oder des Lebensalters dienen. Andererseits werden auch soziale und kulturelle Alterskategorien gebildet, bezüglich derer jeweils unterschiedliche Erwartungen hinsichtlich des Verhaltens, der Bedürfnisse und Fähigkeiten, des Aussehens und der Leistung(sfähigkeit) bestehen (soziales Alter und kulturelles Alter).³ Solche Kategorienbildungen finden sich etwa in den Bezeichnungen «Kinder», «Jugendliche», «Erwachsene», «Alte» oder «Hochaltrige» wieder, wobei Kinder,

2 Vgl. Delgado, Richard; Stefancic, Jean: Critical Race Theory. An Introduction. New York 2012.

3 Van Dyk, Silke: Soziologie des Alters. Bielefeld 2015, 5–9.

Jugendliche und Alte Randkategorien bilden, die allesamt von der Altersgruppe der «normalen Erwachsenen» abweichen. Der Referenzwert eines «normalen Alters», das im Kleid seiner Normalität unauffällig wird,⁴ ist demnach das «mittlere Alter» oder das «Erwachsenenalter» – ein Alter, das mithilfe sozialer Beobachtungskriterien und in kulturellen Repräsentationen weder als jung noch alt klassifiziert werden kann und daher als «alterslos»⁵ gilt und auch in wissenschaftlichen Kontexten oft als Norm verwendet wird. Eine Norm, die von neoliberalen Verständnissen von Gesundheit sowie kognitiver und physischer Funktionalität und Leistungsfähigkeit geprägt ist⁶ und nur durch den Beibehalt dieser Eigenschaften auch ein «gutes Altern» suggeriert. Denn, so Gilleard und Higgs,⁷ kulminierten doch die vermeintlichen Misserfolge («un-success») des gesamten Lebens im erfolglosen («un-successful») Altern.

Das mittlere Alter dient als Referenzwert wiederum nicht nur dazu, die Stärke der Abweichung innerhalb eines chronologischen oder biologischen Alters sichtbar zu machen, sondern verweist als soziale Kategorie auch auf soziale Eigenschaften, die als «Eigenschaften des mittleren Alters» als normal gelten. Eine Herangehensweise, solche unsichtbaren, da normalen Eigenschaften sichtbar zu machen, ist der Blick auf die Abweichungen davon. Im Blick auf vielfältige Diskurse zum hohen Alter⁸ wird nämlich deutlich, was das mittlere Alter ausmacht: Es beschreibt ein Alter, in dem aktive, mündige und autonome Menschen Selbstverantwortung leben und als produktives und konkurrenzierendes Mitglied einer Gemeinschaft fungieren. Im Gegensatz dazu wird das hohe Alter nicht selten in seiner ökonomischen Belastung für das mittlere Alter gerahmt, als eine Phase, die geprägt ist von Passivität, Abhängigkeit, dem Verlust von Produktivität und kognitiver Agilität,⁹ sowie in vermeintlich positiver Weise auch von Grosszügigkeit und Selbstlosigkeit.¹⁰ Ein von solchen Zuschreibungen geprägtes Altersbild wird als Ageism (Altersdiskriminierung) begriffen, womit zusätzlich beleuchtet wird, dass die Differenzierungskategorie Alter immer auch ein Herrschaftsverhältnis ausdrückt: die hegemonial-dominante Vormachtstellung des mittleren Alters.

Im Blick auf das biologische, chronologische, kulturelle und soziale Alter werden schliesslich auch intersektional verwobene Differenzierungsmerkmale

4 Hahn, Alois: Normalität im Diskursnetz soziologischer Begriffe. Heidelberg 2003, 1–37.

5 Van Dyk, Silke: Soziologie des Alters (Anm. 3).

6 Vgl. WHO Healthy ageing and functional ability: www.who.int/news-room/questions-and-answers/item/healthy-ageing-and-functional-ability (28. 6. 2024).

7 Gilleard, Chris und Paul Higgs: Personhood, identity and care in advanced old age. Bristol 2016.

8 Vgl. Schroeter, Klaus: Altersbilder als Körperbilder: Doing Age by Bodyfication. In: Berner, F. u. a. (Hg.): Individuelle und kulturelle Altersbilder. Wiesbaden; Zimmermann, Harm-Peer: Anders Altern. Kulturwissenschaftliche Perspektiven in der kritischen Gerontologie. In: Schroeter, K. u. a. (Hg.): Handbuch Soziologie des Alter(n)s. Wiesbaden; Grebe, H; Otto, W.-G.; Zimmermann, Harm-Peer: The Journey into the Land of Forgetfulness. Metaphors of Aging and Dementia in Media. In: Kribernegg, Ulla; Maierhofer, Roberta (Hg.): The Ages of Life. Living and Aging in Conflict. Bielefeld 2013.

9 Vgl. Keller, Valerie: Failed in Aging? Queering Age in Living with Dementia. In: Frontiers in Sociology, 8 (2023).

10 Vgl. Van Dyk, Silke: The othering of old age: Insights from Postcolonial Studies. In: J. Aging Stud 39 (2016), 109–120.

sichtbar: Der mit dem chronologischen Alter verbundene Ausschluss aus dem Erwerbsleben bringt eine erhöhte Wahrscheinlichkeit von Armut und Exklusion aus sozialen Gruppen mit sich, ein erhöhtes biologisches Alter geht vermehrt einher mit (chronischen) Krankheiten, die wiederum mit erhöhten Kosten und Barrieren in räumlichen und gesellschaftlichen Zugängen verbunden sind.¹¹ Im Kontext des sozialen Alterns kommen schliesslich stigmatisierende Faktoren hinzu, die Menschen hohen Alters in vielfältiger Weise diskriminieren und von sozialer Teilhabe ausschliessen. Bereits 2001 haben die Soziologinnen Calasanti und Slevin¹² zusätzlich zu den 1991¹³ von der Juristin Kimberlé Crenshaw in den USA definierten Intersektionalitätsmerkmalen von *race*, *class* und *gender* intersektional miteinander verwobene Ausschlussmechanismen im Alter definiert, die in Wechselwirkungen miteinander zu einerseits vergleichbaren, andererseits sehr unterschiedlichen Erfahrungen von Altersdiskriminierung führen können und kontextbedingt verschiedensten hegemonialen Mechanismen unterliegen.

Die Sichtbarmachung hegemonialer Strukturen und deren Diskriminierungs- und Marginalisierungseffekte ist sowohl in der kultur- und sozialwissenschaftlichen Altersforschung als auch den Postkolonialen Studien Gegenstand kritischer Analyse. Eine solche Zusammenschau der Forschungsfelder versucht sich darin, postuliert Literaturwissenschaftlerin Timms,¹⁴ die Normalvorstellungen eines weissen Globalen Nordens neu zu denken und sowohl Alter, Agency, als auch Care in Bezug auf kolonialistische und neoliberale Muster einer breiteren Untersuchung zu unterstellen. Intersektionale Macht- und Herrschaftsanalytik fungiert folglich als Schnittstelle zweier unterschiedlicher Forschungsfelder, die im vorliegenden Themenheft aus der Perspektive einer kultur- und sozialwissenschaftlichen Altersforschung betrachtet werden. Ohne theoretische Übertragungen in engerem Sinne vorzunehmen und dadurch eine ungewollte doppelte Unsichtbarmachung bereits bestehender Machthierarchien zu bewirken, stellt sich dieses Themenheft der Frage, wie sowohl theoriesensibel als auch vor dem Hintergrund, dass post-koloniale Machtstrukturen aus kolonialistischen und imperialistischen Herrschaftsverhältnissen resultieren, mit analytischen Zugängen aus den Postkolonialen Studien gearbeitet und so eine intersektionale Verwobenheit des Alters mit anderen Aspekten der intersektionellen Matrix beleuchtet werden kann. Dabei soll im Sinne Timms¹⁵ bestenfalls auch dafür Sorge getragen werden, bestehende soziale und historische Konstrukte von Macht und Hierarchien nicht negativ zu untermauern und «reduktivistische Interpretationen von Alter innerhalb komplexer, heterogener Gemeinschaften» weiter zu verstärken. Ganz im Gegenteil: Diese theoretische und disziplinäre Zusammenschau dient der Sammlung

11 Götz, Irene: Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. München 2019.

12 Calasanti, Toni M.; Slevin, Kathleen F.: Gender, Social Inequalities, and Aging. Lanham 2001.

13 Crenshaw, Kimberlé: Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color. In: Stanford Law Review 43/6 (1991).

14 Timms, Emily: Postcolonial Ageing Studies: Racialization, Resistance, Reimagination. In: Falcus, Sarah u. a. (Hg.): The Bloomsbury Handbook to Ageing in Contemporary Literature and Film. London 2023, 225–237.

15 Ebd., 226 (eigene Übersetzung).

theoretischer Konzepte, die in Studien im deutschsprachigen Wissenschaftsraum Anwendung finden und ein wertvolles Anerkennen und Neu-Denken der hierarchischen gesellschaftlichen Zusammenhänge von Alter, *race*, Klasse, Geschlecht, etc. zur Folge haben. Die folgenden Beiträge nähern sich somit in ihrer Herangehensweise einer Analyse bestehender Ungleichheiten in soziokulturellen und politischen Kontexten an.

Im Fokus bisheriger Untersuchungen dieser Schnittstelle aufseiten der Altersforschung, an die das vorliegende Themenheft anknüpft, liegen theoretische Konzepte zur Andersartigkeit von alternden Körpern und Altersidentitäten sowie die Stigmatisierung und Ausgrenzung bestimmter Körper, Denk- und Lebensweisen. Beleuchtet werden konkret Praktiken der Infantilisierung,¹⁶ das Phänomen des abwesend-präsenten Körpers und der Altersscham,¹⁷ der Subalternität¹⁸ sowie des Otherring älterer Menschen,¹⁹ die mit weitreichenden negativen sozialen Folgen verbunden sind. Zu nennen wäre hier etwa der indirekte Zwang zur Sorge- und Wohltätigkeitsarbeit infolge einer Glorifizierung des geduldigen, loyalen jüngeren Alters.²⁰ Auch eine systematische Exklusion sozialer Teilhabe von Personen älteren Alters, die im Kontext des demografischen Wandels und eines neoliberalen Verständnisses von aktiven und gesunden Alternsprozessen und -bildern vordergründig als Belastung für das Umfeld und die Gesellschaft insgesamt verstanden werden, ist Teil dieser Vorurteile.²¹ Jedoch, so Aging-Studies-Forscherinnen Sandberg und Marshall,²² weise ein Altern, das sich abseits von leitenden Idealen konstituiert, auch queere Potenziale auf. Ganz im Sinne Halberstams gehen auch wir davon aus, dass ein «failing, losing, forgetting, unmaking, undoing, unbecoming, not knowing»²³ unter Umständen kreative, überraschende und kooperative Möglichkeiten des (Zusammen-)Seins bieten kann. Ein Konzept, das auch die Geschlechterforscherin Judith Butler und ihre Kolleg:innen in der 2016 erschienenen Publikation «Vulnerability in Resistance» aufgreifen, indem sie Diskurse der Verletzlichkeit als Formen des Widerstandes deuten.²⁴

Die Überlappung einer postkolonialen Linse mit jener der Aging-Studies erweist sich folglich nicht nur als hilfreich dabei, altersdiskriminierende Phänomene und damit verbundene gesellschaftliche Machtverhältnisse sichtbar zu machen,²⁵

16 Keller, Valerie: Children of Old Age? Infantilization of People Living with Dementia. In: Wanka, Anna u. a. (Hg.): Linking Ages. A Dialogue between Childhood and Ageing Research. London/New York 2025, 276–287.

17 Rajan-Ranking, Sweta: Race, embodiment and later life: Re-animating aging bodies of color. In: J. Aging Stud 39 (2016), 32–38.

18 Kunow, Rüdiger: Postcolonial theory and old age: An explorative essay. In: J. Aging Stud 39 (2016), 101–108; Keller, Valerie: Selbstsorge im Leben mit Demenz. Bielefeld 2022.

19 Van Dyk, Silke: The othering of old age (Anm. 10), 109–120.

20 Ebd.

21 Zimmermann, Harm-Peer: Alienation and alterity: Age in the existentialist discourse on others. In: J. Aging Stud 39 (2016), 83–95.

22 Sandberg, Linn J.; Marshall, Barbara L.: Queering Ageing Futures. In: Societies 7/21 (2017), 1–11.

23 Halberstam, Jack [Judith]: The Queer Art of Failure. Durham/London 2011.

24 Butler, Judith u. a.: Vulnerability in Resistance. Durham/London 2016.

25 Van Dyk, Silke: The othering of old age (Anm. 10).

sondern zeigt sich auch nützlich, um Ungehorsam, widerständige Praktiken, Performanzen und Repräsentationen des Alterns aufzuzeigen, ohne diverse Aspekte zu verandern. Durch diese Widerspenstigkeit kann Alter breiter und nicht vorrangig defizitär, dafür aber gesellschaftlich integriert gedacht werden und manche vormals als Verfallsnarrativ verstandene Repräsentationen als Gegendiskurse gelesen werden, die Möglichkeiten eröffnen, anstatt Türen zu schliessen. In der analytischen Betrachtung eines performativen Alters innerhalb einer intersektionalen Matrix werden nicht nur Praktiken der Marginalisierung divergierender Subjekte beleuchtet, sondern auch neue Handlungs- und Lebensräume sichtbar gemacht. In diesem Zuge werden alteritäre Leitideale und Praktiken des guten Alterns in den Fokus gerückt, die sich gerade im Abseits normativer Referenzwerte entwickeln lassen.

Im Themenheft *Postkoloniale Perspektiven einer kultur- und sozialwissenschaftlichen Altersforschung* werden subjektive Erfahrungen des hohen Alters in ihrer Verwobenheit mit sozialem Geschlecht, sozioökonomischer Herkunft, Gesundheit/Behinderung, sexueller Ausrichtung sowie ethnischer und kultureller Zugehörigkeit untersucht und innerhalb von institutionellen Herrschaftslogiken und hegemonial-dominanten Wissensformen diskutiert. Eine Gemeinsamkeit der vorliegenden Beiträge liegt demnach in der Subjektivierung²⁶ der Erfahrung von Personen, die in unterschiedlicher Weise von normativen Referenzwerten abweichen. Damit rücken Wahrnehmungen und Erfahrungen marginalisierter Positionen in den Vordergrund, was einer Homogenisierung sozialer Gruppen entgegenwirkt. Alter wird dementsprechend nicht als ontologische Kategorie, sondern als historisch gewachsenes, soziales und politisches Konstrukt verstanden,²⁷ auf dessen Diskriminierungspotenzial aufmerksam gemacht werden soll, dessen ermöglichende Potenziale aber gleichzeitig sichtbar werden müssen.

26 Eggmann, Sabine: Dem Subjekt auf der Spur. Kulturwissenschaftliche Relationierungen. In: Hinrichs, Peter; Röthl, Martina; Seifert, Manfred (Hg.): Theoretische Reflexionen. Perspektiven der Europäischen Ethnologie. Berlin 2021, 195–211.

27 Dederich, Markus: Intersektionalität in der Teilhabeforschung. In: Wansing, Gudrun; Schäfers, Markus; Köbsell Swanjite (Hg.): Teilhabeforschung – Konturen eines neuen Forschungsfeldes, Wiesbaden 2022, 179–198.

Ruhestand als Ausschluss

Erschwerte gesellschaftliche Teilhabe älterer Frauen und ihr geringer Spielraum für Widerständigkeit¹

IRENE GÖTZ, ESTHER GAJEK, PETRA SCHWEIGER

Abstract

Wie haben strukturelle Benachteiligungen die (Arbeits-)Biografien von Rentnerinnen geprägt? Wie können sich mit der Verrentung, intersektional verwoben, Geschlecht, Generation, Herkunft, Bildung zu einer multiplen Vulnerabilität potenzieren? Aus einer biografischen Perspektive, basierend auf Tiefeninterviews mit älteren Frauen in München, werden drei Ausschlussaspekte beleuchtet, die trotz der Heterogenität der vorgestellten Ausgangsmilieus und der sich entwickelnden Lebenslagen im Rentenalter praxeologisch greifbar werden. Erstens der *Ausschluss durch und von Erwerbsarbeit*, zweitens der *Ausschluss von sozialer und kultureller Teilhabe* und drittens der *Ausschluss durch Scham* im Sinne einer «Poverty-Mimicry». Dieser von uns eingeführte Begriff meint, dass die meisten der befragten Frauen ihre Armut zu verbergen versuchen, weil sie sich an bürgerlichen Leitbildern des «aktiven Alterns» und entsprechenden Blickregimes orientieren. Ausschlüsse und die Blickregimes darauf erschweren widerständiges Handeln und «kreative» Umgangsweisen mit Diskriminierungen. So fallen ältere Frauen häufig unbemerkt aus der aktivierenden Leistungsgesellschaft heraus. Dies ist ein tabubehafteter Mechanismus, der durch postkoloniale und aktivistische Ansätze analysiert und aufgebrochen werden kann.

Keywords: poverty mimicry, heterogeneity of the conduct of life of the elderly, female poverty in old age, ageism, gender and age, queering old age

Poverty-Mimicry, Heterogenität der Lebenslagen Älterer, weibliche Altersarmut, Altersdiskriminierung, Gender und Alter

- 1 Betont werden soll hier eingangs, dass wir die Situation von Rentnerinnen in einer besonders teuren deutschen Grossstadt thematisieren, die vor allem auch vor dem Hintergrund des deutschen Rentensystems gesehen werden muss. Letzteres ist nach dem sogenannten Umlageprinzip an die Erwerbsarbeit gekoppelt, wobei dieses durch die strukturelle Absenkung der gesetzlichen Altersrente in den letzten 20 Jahren kaum noch ein auskömmliches Alter ohne private Vorsorge erlaubt; siehe zur «Demontage» des deutschen Rentensystems Balodis, Holger; Hühne, Dagmar: Die grosse Rentenlüge. Warum eine gute und bezahlbare Alterssicherung für alle möglich ist. Frankfurt/M. 2017.

Der Ausgangsbefund: Best Ager versus Flaschensammler*innen – polare Bilder

Wenn von den «Älteren» in den Medien die Rede ist, dann sind oft die Best Ager im Blick; zu sehen an den schönen Plätzen der Welt, wo Senior*innen ihren Ruhestand genießen: in einer «Art festlicher Dauerferien, angefüllt mit süßem Nichtstun oder abenteuerlichen Hobbys», beziehungsweise mit «gemeinnützigem Engagement», das von der «Überflüssigkeit» erlöst.² Längst wurde diese Gruppe auch von der Politik als «Potenzial» für die Gesellschaft entdeckt³ und von den Märkten als zahlkräftige Klientel umworben. Sie sollen und wollen reisen, sich ehrenamtlich einbringen oder den eigenen Kindern grosszügig zur Seite stehen; und sie sollen, so die Forderung der Politik angesichts des demografischen Wandels, auch die belasteten Rentenkassen durch Selbstvorsorge und längere Lebensarbeitszeit entlasten.⁴ In solchen Sichtweisen adressieren Journalist*innen im Gleichklang mit renommierten Altersforscher*innen⁵ eine bürgerliche, eher gut situierte Klientel und sie spiegeln die Lebensentwürfe, Bedürfnisse, Möglichkeiten und Sorgen dieser «jungen Alten» als einer relativ neuen Sozialfigur, die als fit und potent imaginiert wird.⁶

Die Soziologin Silke van Dyk hat bereits herausgearbeitet, wie sich in diesem Diskurs um ein von den Lasten der Erwerbsarbeit entpflichtetes, doch weiterhin aktives Alter(n) vor allem ein romantisierendes Altersbild zeigt. Dabei stellt die

- 2 Zitate aus dem ZEIT-Titel vom 12. 3. 2023: «Lieber etwas länger arbeiten?» Siehe auch die entsprechende Diskursanalyse bei Denninger, Tina u. a.: *Leben im Ruhestand. Zur Neuverhandlung des Alters in der Aktivgesellschaft*. Bielefeld 2014.
- 3 Siehe z. B. den 5. Altenbericht der Bundesregierung: *Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft – Der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen*. Berlin 2005, online verfügbar unter www.bmfsfj.de/bmfsfj/service/publikationen/5-altenbericht-der-bundesregierung-77116, 26. 5. 2023.
- 4 Vgl. ebd. Siehe auch zu dieser neoliberalen Anrufung Älterer als «Alterskraftunternehmer» und zu der «gesellschaftlichen Neuverhandlung des Alters» Lessenich, Stephan: *Vom verdienten Ruhestand zum Alterskraftunternehmer. Das Alter im demografischen Wandel*. In: Karin Kudelka, Gerhard Kilger (Hg.): *Eigenverantwortlich und leistungsfähig. Das selbständige Individuum in der sich wandelnden Arbeitswelt*. Bielefeld 2013, S. 57–68. Siehe im Überblick zu Forschungen der kritischen Gerontologie, die «hegemoniale Vorstellungen vom aktiven und erfolgreichen Altern unter den Aspekten Disziplinierung, Biopolitik und Gouvernamentalität kritisiert», Harm-Peer Zimmermann: *Anders Altern – Kulturwissenschaftliche Perspektiven in der Kritischen Gerontologie*. In: Klaus R. Schroeter, Claudia Vogel, Harald Künemund (Hg.): *Handbuch Soziologie des Alter(n)s*. Wiesbaden 2020, S. 1–28, hier S. 4.
- 5 Siehe z. B. der Psychologe Andreas Kruse, der in der ZEIT (Interview mit Anant Agarwala und Jeanette Otto, 11. 4. 2023, zum Thema «Wann bin ich alt, Herr Kruse?») über die Voraussetzungen eines gelingenden Alter(n)s schrieb und auf kognitives und physisches Training sowie auf die «open-mindedness» als Ressourcen und Voraussetzungen hinwies, die man sich aber – auch dies wurde wieder einmal nicht thematisiert – erst einmal leisten können muss, www.zeit.de/2023/15/andreas-kruse-altern-forschung-psychologie-gesundheit, 11. 6. 2023. Auch das von Harm-Peer Zimmermann entwickelte Konzept der Alters-Coolness, einer zunehmenden Gelassenheit im Alter, bedarf als Konzept einer sozio-materiellen Grundierung, da diese Haltung nicht allen Älteren gleichermaßen möglich ist. Siehe dazu Gajek, Esther; Götz, Irene: «Alters-Coolness», «Alters-Arrangements» und «Stress im Alter» – Prekäres Alter(n) von Frauen mit kleiner Rente. In: Maximilian Jablonowski u. a. (Hg.): *Analytische Fantasie. Von narrativen Welten zum guten Altern. Eine Festschrift für Harm-Peer Zimmermann*. Weimar 2022, S. 40–52.
- 6 Siehe van Dyk, Silke; Lessenich, Stephan: *Die jungen Alten. Analysen einer neuen Sozialfigur*. Frankfurt/M. 2009.

Rede von der supportiven Kraft und dem Altruismus Älterer, die als «fürsorgliche», «milde» Grosseltern gewissermassen als Backup der Leistungsgesellschaft die reproduktiven Aufgaben delegiert bekommen (etwa in der Betreuung der Enkelkinder), eine Form des Othering dar. Im mittleren Alter herrschen Konkurrenz und Produktivität und im höheren Alter folgen dann Grosszügigkeit und die selbstlose Übernahme der Reproduktionsaufgaben.⁷ So erscheinen aus der Perspektive des mittleren Lebensalters die «jungen Alten» trotz der gängigen Rede von ihrem Noch-Gar-Nicht-Alt-Sein bereits als die «Anderen»,⁸ und dabei ist in dieser polaren Betrachtung auch noch jede Form von Differenzierung ausgespart. Silke van Dyk selbst vernachlässigt in ihrer von postkolonialen Kategorien ausgehenden Dekonstruktion dieser Polaritäten die explizite Benennung der Kategorie der sozialen Differenz, die Ältere allein schon zu einer überaus heterogenen Gruppe macht.⁹ Tatsächlich fallen viele Gruppen Älterer, besonders allein lebende Frauen in wirtschaftlich und gesundheitlich prekären Verhältnissen, aus diesen Bildern und Erfahrungswelten der «jungen Alten» vielfach heraus. Wenn sie doch thematisiert werden, dann als stereotype Sozialfiguren – zum Beispiel als Flaschensammler*innen, als die «ganz Anderen». Wie auch an Demenz Erkrankte oder nicht mehr zu «Leistungen» aktivierbare Hochaltrige werden sie weiteren Othering-Prozessen ausgesetzt und zu einem polaren Gegenstück zum «jungen Alter».¹⁰

Erfahrungen altersarmer Frauen: Ausschlüsse und «Poverty-Mimicry»

Dieser Beitrag zielt erstens darauf, ältere Frauen und deren vielschichtige Ausschlusserfahrungen in den Fokus zu nehmen, die aus diesen dominanten

7 Siehe van Dyk, Silke: The Othering of Old Age: Insights from Postcolonial Studies. In: Journal of Aging Studies 39 (2016), S. 109–120. Zum Othering vgl. auch allg. Reuter, Julia: Einleitung. Zur Ordnung des Eigenen und des Fremden. In: Dies.: Ordnungen des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Fremden. Bielefeld 2002, S. 9–21. Siehe zum Othering aus der Perspektive der kritischen Gerontologie auch Zimmermann (wie Anm. 4) und den Überblick über die vielfältigen Strömungen dieser Richtung Amrhein, Ludwig: Kritik der Kritischen Gerontologie. In: Larissa Pfaller, Mark Schweda (Hg.): «Successful Aging»? Altern & Gesellschaft. Wiesbaden 2024, S. 239–257.

8 Silke van Dyk (wie Anm. 7) arbeitet heraus, dass eben nicht nur die Hochaltrigen, das sogenannte vierte Alter, zum Anderen, dem Verworfenen, gemacht werden. Ihre These ist, dass – trotz der gängigen Narrative des «jungen», sogenannten dritten Alters, das sich doch kaum mehr von der mittleren Lebensphase bezüglich Fitness und Aktivität unterscheidet, – dieses «dritte Alter» polar entlang der Linie «kompetitiv» und «produktiv» (mittleres Alter) versus «grosszügig» und «reproduktiv» (die jungen Ruheständler*innen) konzeptualisiert wird: Man denke an Bilder von Älteren als nicht mehr konkurrierenden, sondern «unterstützenden» und «weisen», «selbstlosen» Helfer*innen ihrer Familien. Siehe auch Amrhein (wie Anm. 7).

9 Während die Kategorie des Sozialen in ihrem Aufsatz (wie Anm. 7) tatsächlich keine Rolle spielt, wird in der Studie Denninger et al. (wie Anm. 2) sozial genauer differenziert, wie ein «Leben im Ruhestand» (Buchtitel) je nach sozioökonomischen Möglichkeiten aussieht.

10 Wie Menschen mit Demenz werden auch Altersarme als die «Verworfenen», die finanziell nicht mehr mithalten können, dargestellt; sie erscheinen lediglich als zu versorgende Objekte ohne Handlungsmacht und «Nutzen». Siehe zu dieser Kritik van Dyk/Lessenich (wie Anm. 6), van Dyk (wie Anm. 7), auch Zimmermann (wie Anm. 4). Siehe im Gegensatz dazu Keller, Valerie: Selbstsorge im Leben mit Demenz. Potenziale einer relationalen Praxis. Bielefeld 2022.

öffentlich-medialen wie auch wissenschaftlichen Blickregimes auf das Alter immer wieder herausgefallen oder jedenfalls wenig differenziert betrachtet worden sind. Auch in der durchaus zu Armut und Alter vorhandenen (qualitativen) empirischen Sozialforschung¹¹ sind die Erfahrungen, Haltungen und Gefühle unterschiedlicher von Altersarmut betroffener Akteur*innen kaum aus einer fallbezogenen und praxeologischen Alltagsperspektive vor dem Hintergrund biografischer und makrokontextueller Faktoren dicht beschrieben worden. Wir zielen nun mit Blick auf gelebte Erfahrungen sehr unterschiedlicher Akteur*innen darauf, exemplarisch die Heterogenität der Lebenslagen Älterer darzustellen, indem wir eine von Gesellschaft und Politik besonders vernachlässigte Gruppe, finanziell belastete Frauen, ins Zentrum ethnografischer und biografischer Forschung rücken und ihnen damit eine Stimme geben. Es geht darum, mit Blick auf variante Formen des weiblichen Alters als gelebte Praxis *Differenzierung in gängige polare Zuschreibungen* zu bringen.

Zum Zweiten zeigt der erfahrungsnahe Blick auf *alltagsweltliche Praktiken der Auseinandersetzung mit der materiell vulnerablen Situation Älterer* aus der Akteur*innenperspektive, welchen Niederschlag genau diese eingangs skizzierten hegemonialen Altersbilder des erfolgreichen Alterns im Einzelfall auf das Selbstbild und das Handeln altersarmer Frauen haben. Im Sinne einer gouvernementalen Disziplinierung vermitteln diese Bilder und Narrative Erwartungen, wie zu handeln ist. Wenn diesen Erwartungen, etwa stets aktiv und für andere da zu sein, nicht (mehr) entsprochen werden kann, löst dies Scham oder auch Rückzug aus, beziehungsweise wird diese durch Diskriminierungs- und Ausschlusserfahrungen erzeugte Isolation weiter verstärkt.

Drittens geht es um die Frage, ob widerständige Praktiken als Formen eines Kampfes gegen Altersarmut und in Auseinandersetzung mit entsprechenden Subjektivierungen¹² – den Unterwerfungen unter die einschlägigen diskursiven Bilder

11 Forschungen aus der kritischen Gerontologie (siehe Amrhein wie Anm. 7; Zimmermann wie Anm. 4) und Alterssoziologie zeigen, dass Menschen aufgrund ihres Eingebundenseins in sehr unterschiedliche Milieus sozial ungleich altern und ungleiche Chancen auf Teilhabe haben, siehe z. B. Alisch, Monika; Kümpers, Susanne: Gesellschaftliche Entwicklungen: Lebenslagen und Soziale Ungleichheiten im Alter. In: Christian Bleck, Anne van Rießen (Hg.): Soziale Arbeit mit alten Menschen. Ein Studienbuch zu Hintergründen, Theorien, Prinzipien und Methoden. Wiesbaden 2022, S. 79–98; Keck, Max: Armutsgruppen. Die Ungleichheit der Armen in Deutschland. Wiesbaden 2021; Brettschneider, Antonio; Klammer, Ute: Armut im Alter. In: Kirsten Aner, Ute Karl (Hg.): Handbuch Soziale Arbeit und Alter. Wiesbaden 2020, S. 431–440; Motel-Klingebiel, Andreas; Vogel, Claudia: Altersarmut und die Lebensphase Alter. In: Dies. (Hg.): Altern im sozialen Wandel: Die Rückkehr der Altersarmut? Wiesbaden 2013 (Alter(n) und Gesellschaft, 23), S. 463–480. Siehe den Überblicksartikel zu den multidimensionalen Formen von Altern und Prekarität von Grenier, Amanda u. a.: Precarity and Aging: A Scoping Review. In: The Gerontologist 60/8 (2020), S. 620–632.

12 «Subjektivierung» bezieht sich Foucault und Butler zufolge auf den Prozess der Unterwerfung der Akteur*innen durch Machtkonstellationen, die sich als Diskurse und symbolische Ordnungen in Körper und Geist einschreiben, Selbstbilder und Verhalten formen, durch die Praxis jedoch auch verändert werden. Siehe Foucault, Michel: Warum ich Macht untersuche. Die Frage des Subjekts. In: Hubert L. Dreyfus, Paul Rabinow (Hg.): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. 2. Auflage. Weinheim 1994 (1987), S. 243–250; Butler, Judith: Hass spricht. Zur Politik des Performativen. Frankfurt am Main 2006; Butler, Judith: The Psychic Life of Power. Stanford 1997. Siehe zum Konzept auch Saar, Martin: Analytik der Subjektivierung. Umrisse eines Theorieprogramms. In:

und auch die strukturellen Bedingungen – entwickelt werden. Was ermöglicht oder erschwert Widerständigkeit? Es ist zu fragen, inwieweit diese impliziten Erwartungen an Altersarme, die sich aus den oben skizzierten Blickregimes speisen, bisweilen von den Akteur*innen unterminiert werden. Aus der Position des Rückzugs und der Scham wird zumindest kollektiver Widerstand schwierig. So werden gegebenenfalls beobachtbare widerständige Strategien und Haltungen Einzelner als ein Unterlaufen von Armuts- oder auch (bürgerlichen) Altersbildern eher zu einer rein individuellen Praxis.

Im Folgenden stehen Rentnerinnen in prekären Lebenslagen¹³ aus unterbürgerlichen wie bürgerlichen Schichten im Mittelpunkt, die in den romantisierten Best-Ager-Konzepten oder auf Aktivierung setzenden Altersanrufungen gar nicht oder höchstens stereotyp vorkommen. Unser Beitrag handelt von den Erfahrungen und Praktiken derer, die im Alltag ganz konkret materiell und sozial mehrfache *Ausschlüsse* erleben und dennoch als Subalterne um ihre Handlungsmacht und Würde ringen: Rentnerinnen in Altersarmut, beziehungsweise Frauen, die davon unmittelbar bedroht sind. Diese sich überschneidenden, intersektional sich verstärkenden mehrfachen Ausschlüsse – Ausschluss durch und von Arbeit, Ausschluss von sozialer und kultureller Teilhabe, Ausschluss durch Scham – stehen im Zentrum der Analyse, sie bilden gewissermassen die *empirische Achse*, um die sich die Themen dieses Beitrags bewegen.

Es geht um die Versuche der Akteurinnen, die Armut abzuwenden. Welche Rolle hier eine *Poverty-Mimicry* spielt und ob diese vielleicht gelegentlich auch widerständige Potenziale aufweist, soll als das vierte Ziel dieses Beitrags diskutiert werden. Während über *Age-Mimicry* im Kontext postkolonialer Ansätze bereits nachgedacht wurde, fehlt hier bei einer ebenfalls zu verzeichnenden Dominanz der mittelschichtlichen Perspektive¹⁴ der Blick auf diese Anpassungsleistungen eines *sozialen* Mithalten-Könnens, das zum Schluss des Beitrags noch skizziert werden soll. Die Armut nicht sichtbar werden zu lassen und sich dabei gleichzeitig gegen die Stigmata des Alter(n)s als weniger Privilegierte zu wehren, der doppelte Kampf also, ist eine kontinuierliche Arbeit als Alltagspraxis, in dem Age-Mimicry

Andreas Gelhard, Thomas Alkemeyer, Norbert Ricken (Hg.): *Techniken der Subjektivierung*. München 2013, S. 17–27.

- 13 «Prekär» bezieht sich nach Castel und Dörre auf eine objektive materielle und/oder subjektiv erlebte Lage, die bei Akteur*innen dazu führt, von Abstieg und Mangel bedroht, verwundbar oder durch nachlassende Kräfte eingeschränkt zu sein (Castel, Robert; Dörre, Klaus (Hg.): *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung*. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt am Main 2009). Dabei gilt es, diese Lage auch mit genderspezifischen und lebensgeschichtlichen Erfahrungen sowie weiteren sozio-ökonomischen und politischen Kontexten zusammenzudenken. «Precariousness» (nach Butler eine Grundbedingung menschlicher Existenz) und eine politisch und ökonomisch induzierte «precarity» verstärken sich besonders im weiblichen Alter wechselseitig, z. B. wenn sich die materielle Lage durch hohe Lebenskosten im urbanen Raum verschärft und ein Minijob aufgegeben werden muss, weil die Gesundheit nachlässt. Butler, Judith: *Precarious Life. The Powers of Mourning and Violence*. London, New York 2004; Butler, Judith: *Gefährdetes Leben. Politische Essays*. Frankfurt/M. 2005.
- 14 Siehe Küpper, Thomas: *Age Mimicry. A Perspective on the Young-Old*. In: *Journal of Aging Studies* 39 (2016), S. 121–128. Seine Beispiele von Age-Mimicry, der Nachahmung des mittleren Lebensabschnitts durch jüngere Ältere, beziehen sich auf ein eher mittelschichtliches Praxis-Repertoire, das zumindest finanzielle Spielräume nötig macht (Schönheitsoperationen, Haare färben etc.).

und Poverty-Mimicry, das Kaschieren von Alter *und* Armut, in unterschiedlichen Verflechtungen in ihren Wirkungsabsichten am Einzelfall gezeigt werden können.

Das Sample des Projektes *Prekärer Ruhestand*

Quellengrundlage dieses Beitrags sind biografische Tiefeninterviews mit 50 Frauen im Alter von 60 bis 84 Jahren in München aus verschiedenen Milieus, die im Rahmen des Forschungsprojektes *Prekärer Ruhestand* erhoben wurden.¹⁵ Um hier keine homogenen Zuschreibungen zu präjudizieren, war das Sample bezüglich sozialer und regionaler Herkunft so heterogen wie möglich zusammengestellt worden: ehemalige Erzieherinnen, leitende Krankenpflegerinnen, Therapeutinnen, Reinigungskräfte, Künstlerinnen. Frauen, die an der Seite eines gut verdienenden Ehemanns nur Teilzeit gearbeitet hatten und wegen ihrer Scheidung einen Kredit aufnehmen mussten, kamen genauso vor wie Frauen, die nie verheiratet und stets in Vollzeit erwerbstätig waren. Teilweise wurden die Frauen zwischen 2013 und 2017 mehrfach interviewt und im Alltag, auch in ihren Wohnungen, begleitet. Manche waren verwitwet oder geschieden, oder auch in neuen Beziehungen. Voraussetzung für die Teilnahme am Projekt war, dass sie allein in einem Haushalt wirtschafteten und lediglich ein monatliches Einkommen rund um die Armutsgefährdungsgrenze zur Verfügung hatten, die in München im Jahr 2019 auf 1350 Euro geschätzt wurde.¹⁶ Die meisten Interviewpartnerinnen hatten weitaus weniger Geld pro Monat; ihre Renten beliefen sich auf 200 Euro bis etwa 1300 Euro. Nur ausnahmsweise lag das monatliche Einkommen etwas höher; Rücklagen waren fast durchweg aufgebraucht oder nicht vorhanden. Ein Ergebnis der Studie war, dass die Altersarmut weit in die mittleren Schichten hineinreicht.¹⁷

Im Sinne der multiperspektivischen Ethnografie kamen Gespräche mit unterstützenden Institutionen hinzu (Offene Altenhilfe, Kleiderkammer, Kirchen, Stiftungen). Leitende Fragen des Forschungsprojektes waren: Wie kommen allein lebende Rentnerinnen in einer besonders teuren Stadt zurecht, wenn etwa durch steigende Mietkosten ein strenges Sparregime nötig wird? Wenn sie zum Sozialamt oder zur Rente dazu verdienen müssen, obwohl sogenannte Minijobs¹⁸ nicht für

15 Forschungsprojekt *Prekärer Ruhestand*. Arbeit und Lebensführung von Frauen im Alter (2015–2019), gefördert von der DFG, Laufzeit 1. 1. 2015–30. 6. 2019. Siehe die Publikationen auf der Projektwebsite: www.ekwee.uni-muenchen.de/forschung/forsch_projekte/abgeschlossene/prekaerer-ruhestand/index.html, 28. 8. 2023.

16 Menschen gelten als armutsgefährdet, wenn deren Nettoäquivalenzeinkommen unterhalb 60 % des Medians der Nettoäquivalenzeinkommen liegt. Diese 60-Prozent-Schwelle wird «Armutsgefährdungsschwelle» genannt, siehe Landeshauptstadt München, Sozialreferat: Münchner Armutsbericht. München 2022, S. 18: www.muenchen.info/soz/pub/pdf/674_SOZ_Muenchner-Armutsbericht-2022_barrierefrei.pdf, 28. 8. 2023.

17 Siehe Götz, Irene (Hg.): *Kein Ruhestand*. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. München 2019.

18 Minijobs sind ein in Deutschland seit den neoliberalen Arbeitsmarktreformen gängiges Beschäftigungsmodell, das Arbeit für den Arbeitgeber verbilligt. Es handelt sich um geringfügig entlohnte Beschäftigungsverhältnisse (zum Zeitpunkt der Erhebungen 450 Euro), die sozialabgabefrei bleiben können. Sie werden in Deutschland zu rund 60 % von Frauen als scheinbar unbürokratischer Zuverdienst ergriffen

alle zur Verfügung stehen oder obwohl ihr Körper eigentlich eine solche Belastung nicht mehr mitmacht? Wie gehen sie damit um, dass ihnen entgegen der Rede vom Ruhestand als einer Zeit der Entpflichtung ein Sich-Ausruhen im Alter strukturell unmöglich gemacht wurde?

Strukturelle (Hinter-)Gründe der Benachteiligungen von Frauen im Erwerbsleben und Alter

Was bedeutet Altersarmut nun unter dem Fokus Ausschluss? Eindrücklich zeigt dies die gelebte Erfahrung einer unserer Interviewpartnerinnen: Die 63-jährige ehemalige Verkäuferin Jolanda Fischer (alle Namen sind im Folgenden Pseudonyme) konnte mit 600 Euro Rente (Zahl aus dem Jahr 2015) am sozialen Leben der Stadt nicht länger teilhaben, obwohl sie noch 200 Euro durch den Verkauf einer Strassenzeitung hinzuverdiente. Ihre Armut sah man der «gepflegt gekleideten Frau»¹⁹ – wie übrigens den meisten unserer Interviewpartnerinnen – nicht an. Sie kaschierte diese, so gut es eben ging, und sie zog sich zurück. «Also ich schneide meine Haare selber. [...] ich gehe nicht fort, so zum irgendwo essen oder so etwas. [...]. Ich habe meine Möbel, die ich zuhause habe, die habe ich noch von den Zeiten von der Lagerhalle, [...]. Ich kann zuhause überleben, aber dann darf ich nicht mal rausgehen [...]. Du kannst dir nicht Kaffee [to go, AR] kaufen, weil du hast zuhause ein Paket Kaffee für vier Euro, davon kannst du 30 Kaffee machen und die machst du dir zuhause aber du kaufst dir nicht einen für zwei Euro da.»²⁰ Hier wird deutlich, wie es durch strukturelle Benachteiligungen einer weiblichen Erwerbsbiografie zu dieser vulnerablen Lage kommt: Die Tätigkeit als Kosmetikverkäuferin im Kaufhaus im Schichtbetrieb konnte die Interviewpartnerin nach der Scheidung nicht mehr ausführen, da sie allein für die Kinder zuständig war; der Ex-Mann entzog sich seinen Verpflichtungen. Sie musste in Teilzeit zu familienfreundlicheren Arbeitszeiten ins Lager wechseln, wo sie weniger verdiente. Mit 50 wurden die «Alten», wie sie sagte, vom renommierten Münchner Modehaus wegrationalisiert; Jolanda Fischer schrieb unzählige Bewerbungen, ohne Erfolg. An das Sozialamt wollte sie sich nicht wenden, um selbständig zu bleiben und weil sie

und erweisen sich als Risikofaktor für Altersarmut. Auch Rentner*innen greifen gleichwohl zunehmend auf Minijobs zurück, siehe Landeshauptstadt München, Sozialreferat: Münchner Armutsbericht. München 2017, S. 147: www.muenchen.info/soz/pub/pdf/586_Muenchner_Armutsbericht_2017.pdf, 2. 9. 2023.

- 19 Diese Formulierung, der Verweis auf das Gepflegtsein und Unsichtbarhalten der Armut im Buchporträt, ist sicherlich eine Bewertung aus unserer eigenen bürgerlichen Perspektive, die ein Stück weit in unsere Porträts (siehe Götz, Kein Ruhestand, Anm. 17) eingeflossen ist. Insofern kamen wir oft nicht aus der Falle heraus, die Bewertungsmaßstäbe, denen sich die Interviewten unterwarfen, zu reproduzieren. Genauer gesagt, spiegelten wir die Orientierung der Frauen am bürgerlichen Blick, mit der sie sich hier im Kampf gegen das Erkanntwerden als «Arme» wehrten. Hier findet sich ein erster Hinweis auf die Poverty-Mimicry.
- 20 Jolanda Fischer, Interview durch Alex Rau vom 2. 7. 2015. Siehe das Porträt von Alex Rau: Jolanda Fischer: «Ohne Hilfe vom Sozialamt» – Arbeiten, lebenslang. In: Götz, Kein Ruhestand 2019 (wie Anm. 17), S. 131–140.

fälschlicherweise fürchtete, dass ihre Kinder, würde sie Grundsicherung im Alter – eine Sozialleistung, die ihr zugestanden hätte –, beantragen, zuerst finanziell belangt würden. Wie so oft bei unseren Interviewpartnerinnen fehlten hier das präzise Wissen über dieses soziale Grundrecht (und den recht hohen Selbstbehalt der Kinder). Als Jolanda Fischer später noch einmal interviewt wurde, hatte sie auch ihre Wohnung in München verloren; es blieb ihr nur der Wegzug in eine Kleinstadt, in der sie sich nicht einmal mehr die Fahrkarten für einen Besuch von Freund*innen in ihrer Heimatstadt leisten konnte; auch die Tätigkeit als Zeitungverkäuferin musste sie aufgeben. Sie war verzweifelt.

Hier zeigt sich die Mischung aus biografischen Verkettungen und strukturell prekarisierenden Verhältnissen, gegen die sich Jolanda Fischer, ohne viele Spielräume zu haben, so lange es ging gewehrt hatte. Diese strukturellen Benachteiligungen sind eine berufliche, finanzielle und soziale Schlechterstellung in Folge einer Scheidung als Alleinerziehende, Altersdiskriminierung auf dem Arbeitsmarkt, Wohnungsnot in einer teuren Grossstadt, Informationspolitik der Behörden bezüglich sozialer Rechtslagen sowie wohl auch antizipierte Vorurteile gegen Sozialhilfeempfänger*innen.²¹ Die Praktiken des Kampfes gegen Armut und Abstieg bestanden wie bei anderen Interviewten darin zu sparen, sich zurückzunehmen, nicht mehr auszugehen, alle Möglichkeiten der Arbeitssuche auszuschöpfen und dabei so lange wie möglich ohne institutionelle und familiäre Unterstützung auszukommen. Am Ende hatte die ehemalige Verkäuferin dennoch fast alles verloren.

Allein schon die Zahlen der durchschnittlichen Bestandsrenten für Deutschland helfen dabei, dieses Beispiel einzuordnen. 2021 betrug die Durchschnittsrente von Männern aus den alten Bundesländern 1218 Euro, die von Frauen 809 Euro.²² Zum Zeitpunkt unserer Interviewerhebungen (schwerpunktmässig in den Jahren 2015–2017) waren die Zahlen noch niedriger, nämlich 1100 Euro für Männer und 785 Euro für Frauen.²³ Diese Zahlen liegen deutlich unter der Armutsgefährdungsschwelle. Jede sechste Person im Rentenalter ist in Deutschland entsprechend armutsgefährdet. Eine besondere Risikogruppe bilden alleinstehende Frauen – in München waren für unseren Untersuchungszeitraum rund 20 Prozent gefährdet.²⁴

Generell verstärken sich im Alter unter anderem wechselseitig folgende Faktoren und senken oder steigern das Armutsrisiko: Geschlecht, Milieu, Herkunft und Wohnort (aufgrund der unterschiedlichen Kaufkraft zum Beispiel in Städten gegenüber ländlichen Regionen), Bildung und Qualifikationen, Gesundheit und

21 Siehe hierzu Lehnert, Katrin: «Arbeit, nein danke»!? Das Bild des Sozialschmarotzers im aktivierenden Sozialstaat. München 2009 (Münchner ethnographische Schriften 3).

22 Statistik der Deutschen Rentenversicherung (Rentenversicherung in Zahlen, Broschüre zum Download): www.deutsche-rentenversicherung.de/SharedDocs/Downloads/DE/Statistiken-und-Berichte/statistikpublikationen/rv_in_zahlen_2020.html, 30. 6. 2022.

23 Siehe Bertelsmann Stiftung (Hg.): Entwicklung der Altersarmut bis 2036. Trends, Risikogruppen und Politikszenerarien. o. O. 2017.

24 Siehe Münchner Armutsbericht (wie Anm. 18) 2017, S. 23.

die Folgen beruflicher Belastungen. Späte Migration ist in dieser Gemengelage ein besonders ins Gewicht fallender Armutsfaktor.²⁵

Ein Beispiel mag diesen intersektionalen Verflechtungszusammenhang verschiedener Komponenten verdeutlichen: Maiana Dovan, 85-jährig und ehemalige Hausmeisterin, war zum Zeitpunkt des Interviews bereits verwitwet und verfügte lediglich über 222 Euro Rente. Sie gehörte zu der zunehmenden Zahl derer, die im Alter ihre Rente durch Grundsicherung, eine Sozialleistung, aufstocken.²⁶ Hier wirkten weibliche Biografie, Single-Haushalt, Arbeiter*innen-Milieu, Migrationshintergrund und schlechte Gesundheit, die angesichts der Kürzungen der Krankenversicherungsleistungen Extrakosten verursacht, als Komponenten zusammen. Maiana Dovan kam erst mit fünfzig Jahren aus Rumänien nach Deutschland, erlebte hier wie viele Migrant*innen Dequalifizierungen und sozialen Abstieg, arbeitete jahrzehntelang – aus Unwissen – unzureichend sozialversichert als Hausmeisterin und pflegte ihren Mann bis zu dessen Tod. Nun hatte sie, selbst erkrankt, keine ausreichende Versorgung und war zu äusserster Sparsamkeit gezwungen. «Weil ich brauche auch Medikamente für Augen, und das wird nicht bezahlt von der Krankenkasse, [...] fast 50 Euro monatlich muss ich geben für Medikamente. [...] Und zum Beispiel, ich habe fünf Paar Schuhe, schauen Sie, Entschuldigung. Schauen Sie. Die brauchen Reparaturen.»²⁷

Betrachtet man die strukturellen (Hinter-)Gründe der Benachteiligungen speziell von Frauen im Alter, fällt auf, dass die Frauen der von uns interviewten Generation der «Kriegs- und Nachkriegskinder»²⁸ eine vergleichsweise geringe (Aus-)Bildung haben. Sie waren oft «Bildungsverliererinnen» – im Vergleich zu den späteren Generationen, aber auch gemessen an ihren Brüdern. Hier liegt bereits ein Unterschied zu den Babyboomern vor, die von der Bildungsoffensive der späten 1960er-Jahre profitierten. «Volksschule», das habe auf dem Land für Mädchen damals «gereicht»,²⁹ so resümierte es die ehemalige Versicherungsangestellte Monika Tegt. Eine andere Interviewte, Ursula Scheibler, wurde zu Beginn

25 Das Risiko von Verarmung unter Migrant*innen im Alter lag zum Zeitpunkt unserer Erhebungen bei 40 % im Unterschied zu 11 % Rentner*innen ohne Migrationshintergrund. Gründe für diese hohe Zahl sind die bei den oft in körperlich herausfordernden Berufen tätig gewesenen Migrant*innen vielfachen krankheitsbedingten Frühverrentungen, ihr langjähriger Verbleib in vergleichsweise schlecht bezahlten Jobs oder auch späte Migration. Siehe hierzu: BMAS (Bundesministerium für Arbeit und Soziales) (Hg.): Lebenslagen in Deutschland. Der fünfte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Berlin 2017, S. 442.

26 In München waren das 2017 rund 5,5 % der über 65-Jährigen, siehe Münchner Armutsbericht (wie Anm. 18) 2017, S. 151. Dabei deckt die Grundsicherung die laufenden Kosten mehr als notdürftig ab (in München war der Höchstsatz 2017 inkl. Miete maximal 1150 Euro).

27 Interview vom 13. 7. 2015. Siehe Rau, Alex: Maiana Dovan. Vom grossbürgerlichen Gut zur Sozialwohnung. In: Götz, Kein Ruhestand (wie Anm. 17), S. 120–130.

28 Diese Generationsbeschreibung ist seit den Büchern der Kölner Journalistin Sabine Bode (z. B. Die letzte Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen. Stuttgart 2014) eine eingeführte Bezeichnung für diejenigen, die eine Generationenerfahrung als Kinder im Zweiten Weltkrieg oder auch in der Nachkriegszeit mit den entsprechenden Härten und Traumatisierungen teilen.

29 Interview Irene Götz, Petra Schweiger, 12. 3. 2015, siehe das Porträt von Rau, Alex: Monika Tegt. Wenn die Rente nicht reicht: Kämpfe mit den Behörden – sowie mit traditionellen Rollen und Altersbildern. In: Götz, Kein Ruhestand (Anm. 17), S. 232–242.

der 1960er-Jahre nach dem Abitur vom Vater «ins Büro» eines befreundeten Architekten «geschickt».³⁰ Sie heirate ja ohnehin, habe es geheissen. Die Frauen konnten sich insbesondere in ihrer Jugend und dann in der Ehe kaum eines «Objektstatus» in männlicher Obhut erwehren. Von Anfang an wurden sie auf ihre subalterne Rolle in einer patriarchal geprägten Umwelt vorbereitet.

In dieser Generation war die traditionelle Rollenverteilung in der Ehe, im Ein- oder Eineinhalbernährer-Modell, meist nicht freiwillig gewählt, sondern durch fehlende Betreuungs- und Pflegeangebote wie auch durch familiäre Erwartungen bedingt. Unterbrochene Erwerbsbiografien waren die Regel, denn alternativlos hatten Frauen die Familien- und Pflegeverantwortung zu leisten. Ein krankes Kind, betagte Eltern und später der kranke Ehemann – stets waren es sie, die hier als zuständig angesehen wurden. Mit diesen Care-Aufgaben ging – und geht noch immer – eine vergleichsweise geringe (Vollzeit-)Erwerbstätigenquote von Frauen einher und ein sehr hoher Anteil von teilzeitarbeitenden³¹ Müttern.

Besonders der Niedriglohnsektor ist in Deutschland weiterhin weiblich.³² Hausarbeitsnahe Berufe oder Tätigkeiten im Bereich der Pflege bedeuten oft schlechtere Bezahlung. Teilzeitmodelle sind überdies mit erschwerten beruflichen Aufstiegschancen verbunden, sodass es zu Ungleichheiten in der Bezahlung im Erwerbsalter kommt. Der Erwerb von Rentenpunkten nach dem deutschen gesetzlichen Rentensystem ist abhängig von der Höhe des Gehaltes und der Erwerbszeit. Wer durchgängig Vollzeit arbeitet, erhält viele Rentenpunkte, Frauen dagegen, deren familiäre Arbeit kaum Rentenpunkte erbringt,³³ haben im Alter, wenn sie nur die gesetzliche Rente als Einkommen beziehen, schlechte Karten. Auf den Gender-Pay-Gap von 18 Prozent in Deutschland zum Erhebungszeitraum folgt dann der Gender-Pension-Gap von rund 30 Prozent; Frauen verfügen in Deutschland im Schnitt über rund 30 Prozent weniger Altersrente als Männer.³⁴ Die genderspezifische Ungleichheit im Alter steigt also.

Um diese Zusammenhänge – wie um Geld insgesamt – hatten sich die interviewten Frauen erst spät gekümmert, wie sie oft mit Bedauern einräumten. Die möglichst schnelle Trennung von den (zum Teil gewalttätigen, alkoholkranken) Ehemännern setzte der Vorstellung von einer lebenslangen Versorgung über die

30 Götz, Irene: Ulla Scheibler. «Man darf nicht zu Hause sitzen» – Wie man seine Ressourcen im Alter nutzt. In: Götz, Kein Ruhestand (Anm. 17), S. 223–231.

31 Im Jahr 2020 hatten in Deutschland rund zwei Drittel aller erwerbstätigen Mütter einen Teilzeitjob, bei den Vätern waren es nur 7 %. Siehe zur Persistenz der «Hausfrauenehe» in Deutschland Rosales, Caroline: Gleichstellung von Frauen. Die Generation Vereinbarkeit ist müde. In: Zeit online, 9. 3. 2023: www.zeit.de/arbeit/2023-03/gleichstellung-frauen-care-arbeit-muetter-feminismus?utm_referrer=https%3A%2F%2Fwww.google.com%2F, 2. 9. 2023.

32 24,6 % der Frauen arbeiteten 2018 im Bundesland Bayern im Niedriglohnsektor (Männer 9,5 %), siehe DGB-Bezirk Bayern (Hg.): Tatort Niedriglohn Bayern. München 2020: <https://bayern.dgb.de/themen/++co++6c9d280c-27e9-11eb-84e5-001a4a160123>, S. 17, 2. 9. 2023.

33 Pro Kind erhalten Frauen in der Regel 2,5 bis 3 Rentenpunkte. Die sog. Mütterrente ist eine Anerkennung von Erziehungszeiten für Kinder in der Rentenversicherung.

34 Berechnungen des Statistischen Bundesamts von 2015 zum Gender-Pay-Gap, zitiert in Götz, Irene; Rau, Alex (Hg.): Facetten des Alter(n)s. Ethnografische Porträts über Vulnerabilitäten und Kämpfe älterer Frauen. München 2017, S. 12–14.

Ehe ein unerwartetes Ende. Die Scheidung führte zu weiteren finanziellen Einbußen, auch wenn die vorhandenen Rentenansprüche des oft männlichen Hauptverdieners aufgeteilt werden mussten. Die Frauen gaben oft nach, sofern Vermögens- oder Immobilienanteile zu verteilen waren, und verzichteten darauf, zum Beispiel um das Verhältnis der Kinder zum Vater nicht zu gefährden. Dass sie im Alter in die Armut rutschen könnten, darauf waren sie nicht vorbereitet, zumal die Rente in Deutschland ja als «sicher» galt.

Generell führ(t)en die makrostrukturellen arbeitsmarkt- und rentenpolitischen Entscheidungen der deutschen Politik der letzten 20 Jahre viele (auch aus der Mittelschicht) in die Altersarmut. Zu nennen ist hier ganz allgemein die Deregulierung des Arbeitsmarktes mit der Zunahme von verbilligten, prekären und oft nicht sozialversicherten Jobs und projektförmigen Arbeitsverhältnissen, die sich negativ auf die Rentenhöhe auswirken, sowie eine Rentenreform,³⁵ die zur Absenkung des gesetzlichen Rentenniveaus führte. Diese Reformen griffen seit den 2000er-Jahren; in Zeiten, in denen hohe Arbeitslosenzahlen, steigende Lebenshaltungskosten, teilweise explosionsartig steigende Mieten und sinkende Kaufkraft, besonders in den Städten, zu verzeichnen gewesen sind, und benachteiligten diejenigen, die keine finanziellen Rücklagen (Erbe, zweites Einkommen, private oder betriebliche Zusatzversicherungen, Wohneigentum) zur Abfederung der finanziellen Engpässe zur Verfügung haben. So war (und ist weiterhin) bei vielen Frauen, wenn sie im Alter von ihrer Rente leben müssen, die Altersarmut fast vorprogrammiert.

Ausschlüsse im prekären Ruhestand: Ausschluss durch und von Arbeit

Der Blick auf sozioökonomische Ausschlüsse aus der Perspektive derer, die als Subalterne den hegemonialen arbeitsmarkt- und rentenpolitischen Entscheidungen unmittelbar ausgeliefert sind, wird durch die ethnografische Näherungsarbeit möglich. Mit dieser streben wir an, die mehrfachen Ausschlüsse als Erfahrungen von Deklassierung und Unsichtbarmachung aus der Innensicht, gewissermaßen auf Augenhöhe, zu eruieren und Betroffenen eine Stimme zu geben.

Ein erster Aspekt, durch den die Frauen im Ruhestand ausgeschlossen werden, ist das Feld der Erwerbsarbeit, das vielen ab einem gewissen Alter, gerade Personen mit geringen Einkommen, nicht mehr zur Verfügung steht, wenngleich tendenziell immer mehr Menschen im Rentenalter in Deutschland weiterarbeiten. Sowohl bezüglich der Motivlagen als auch der Möglichkeiten, weiter tätig zu bleiben, gibt es grosse Unterschiede; biografisch akkumulierte Risiken verstärken sich wechselseitig. Während Hochqualifizierte, zumal die freiberuflich tätigen Berufsgruppen, auch über das Rentenalter hinaus nicht zuletzt auch aus Neigung und Leidenschaft, sozialem Kontaktbedürfnis und anderen nichtmonetären Gründen weiterhin tätig sind, müssen andere aus finanziellen Gründen weiterarbeiten, fin-

35 Die gesetzliche Rente wurde abgesenkt zugunsten privater Vorsorgemodelle und staatlich oder vom Arbeitgeber subventionierter Ansparprogrammen für die spätere Rente. Die dritte Säule sollen Betriebsrenten darstellen. Zur vielfachen Kritik an dieser Reform siehe Balodis, Hühne: Rente rauf (wie Anm. 1).

den aber keine Stelle mehr, werden in Rente geschickt oder sind, insbesondere im Kraft zehrenden Pflegebereich, zu krank, um noch zu arbeiten.³⁶ Auch wenn es körperlich kaum noch möglich war, haben manche unserer Interviewten dennoch weitergearbeitet. Dafür mussten sie oft in den Niedriglohnbereich wechseln; sie benötigten einen Zusatzverdienst.

Monika Tegt, die 2015, zum Zeitpunkt des Interviews, 68 Jahre alt war, hatte jahrzehntelang als Sachbearbeiterin in einer Krankenkasse gearbeitet. Ihre Rente von 900 Euro, rund 400 Euro unter der Armutsgefährdungsgrenze, liess sie auf eine weitere Verdienstmöglichkeit angewiesen sein. Gerne hätte sie trotz Eintritt ins Rentenalter als Angestellte versicherungspflichtig weitergearbeitet, dies wurde ihr vonseiten des Unternehmens jedoch nicht gestattet.

Damit werden Ältere gängigen Altersstereotypen unterworfen: Sie seien zu unflexibel, zu oft krank, nicht mehr lernfähig.³⁷ Silke van Dyk hat auf diese Form des Othering verwiesen, das sich als Kehrseite der Leistungsgesellschaft darstellt.³⁸ Unseren Interviewten blieb allerdings häufig nichts anderes übrig, als sich, um überleben zu können, weiterhin an den Leistungsstandards des mittleren Lebensalters zu orientieren, das heisst, sich hier beruflich mit prekären Jobs neu aufzustellen, sofern möglich. Monika Tegt gab nicht auf und fand nach mehreren Bewerbungen schliesslich einen Minijob bei einer Marktforschungsagentur – eine andere Stelle gab es in ihrem Alter nicht. Sie beschrieb ihre Arbeitssuche und ihre Stelle als einen durch die Umstände erzwungenen, körperlich nicht mehr lange aushaltbaren Kompromiss: «Ich schaue halt und suche. Aber du kriegst nichts mehr. [...] Also in der Telefonakquise ist klar, da kriegst immer was, weil da sieht dich ja keiner in dem Sinne, musst halt stundenlang telefonieren. Aber das geht natürlich schon an die Substanz. Da gehe ich raus, da bin ich fertig.»³⁹ Der Aspekt dieses «Nicht-mehr-gesehen-Werdens» begegnete uns in den Interviews immer wieder. Frauen in einem bestimmten Alter gehören maximal noch auf die Hinterbühne, wo sie unsichtbar sind. So stellte die ehemalige selbstständige Kosmetikerin Maria Zöllner (73 Jahre, 900 Euro Rente) resigniert fest, dass kein Arbeitgeber eine fast Siebzugjährige anstelle: «Da sind ein paar Modegeschäfte. Aber das ist, wenn du dann an die 70 bist, du kriegst nichts mehr. [...] nicht mal zum Weihnachtsgeschäft, weil die dann einfach fragen, ja, Alter und so. Ich meine, ich kann ja nicht sagen, ich bin 68 oder so was. Ich muss dann schon sagen, ich bin

36 Diese Befunde werden auch durch aktuelle repräsentative Daten für Deutschland bestätigt. Das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) hat in dem von ihm herausgegebenen IAB-Kurzbericht (8/2022, S. 1–12) Folgendes vermerkt: Rentner*innen «mit relativ geringen finanziellen Ressourcen [gehen] vergleichsweise seltener als die oberen Einkommensgruppen einer Erwerbstätigkeit nach. [...] Dabei könnten zum Beispiel gesundheitliche Beeinträchtigungen, fehlende Stellenangebote oder Diskriminierungsprozesse am Arbeitsmarkt eine Rolle spielen.» (S. 2) Generell zeigt die Studie auch, dass Erwerbstätigkeit im Alter in Deutschland von 5,1 % im Jahr 1996 auf 13,6 % im Jahr 2017 gestiegen ist.

37 Siehe zu diesen Stereotypen auf dem Arbeitsmarkt kritisch BMSFSJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) (Hg.): Fünfter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft. Der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen. Berlin 2006.

38 Siehe zu dieser verbreiteten Aktivierung der Ruheständler*innen van Dyk (Anm. 7).

39 Interview Irene Götz, Petra Schweiger, 12. 3. 2015, siehe Rau: Monika Tegt (Anm. 29).

70, oder 71, und dann kommt sofort dieses: «Nee, ne?» Das ist zu alt dann, du kriegst nichts mehr. [...] was man krieget, ist Putzfrau und Altenpflege. Was anderes gibt es nicht.»⁴⁰ Dem alternden Körper bleibt nur noch die härteste Hilfsarbeit – Putzen oder Pflege – übrig. Age-Mimicry,⁴¹ ein Sich-Jünger-Machen, wäre hier ein existenzieller Überlebensvorteil im Kampf um die lukrativeren Arbeitsplätze auf der Vorderbühne, doch ist eine solche Anpassung im Sinne einer kulturellen Praxis, das biologische Alter zu verdecken, ergebnislos: Das Alter, auch wenn es vielleicht äusserlich kaschiert werden kann (wie im Falle Maria Zöllners, die ihre Kosmetikexpertise bei sich selbst anwendet), findet sich in Bewerbungsunterlagen und Lebensläufen objektiviert. Hier, wo es um die materielle Existenzgrundlage geht, wird das chronologische Alter, das im Ausweis steht, zum nicht verhandel- oder kaschierbaren Faktor des Ausschlusses.

Die interviewten Frauen mussten sich im Zuge ihres sukzessiven, oft angesichts fixer Renteneintrittsgrenzen unfreiwilligen Ausscheidens aus dem Erwerbsleben in neuer Weise mit ihrem Objektstatus und der unmittelbaren Armutsgefährdung auseinandersetzen. Sie verfielen in dem bürokratischen Apparat aus Personalabteilungen, Rentenversicherungen oder auch Arbeits- und Sozialamt in einem Regime von Zahlen und Regularien, die schwer verständlich und kaum durchschaubar sind, was Harm-Peer Zimmermann als Alterskolonialismus bezeichnet hat. Bei diesem Phänomen verstummen die Resignierten: «Subalterne haben keine Sprache und keine Selbstrepräsentation».⁴² So erleben sie strukturelle Gewalt, wenn sie sich in einem behördlichen Regelwerk aus Gesetzen, Verordnungen, Pflegegraden oder Grundsicherungsgrenzen sprachlos wiederfinden, etwa, wenn sie noch Arbeit suchen, beim Sozial- oder Wohnungsamt vorsprechen, zur Krankenkasse oder zum Jobcenter müssen.

So wurde die Verlagsmitarbeiterin Walburga Kratzer in Frührente geschickt, was sie als eine der wenigen Interviewten, die hier aktiv kämpften, dank ihres Wissens um ihre Rechte, ihrer Eloquenz und Qualifikation eine Weile noch widerständig abwenden konnte, doch «[...] mit 63 wurden alle rausgекickt».⁴³

Im folgenden Beispiel wirkten früherer Betrieb, die Arbeitsagentur mit ihren disziplinierenden Regularien und potenzielle neue Arbeitgeber*innen gemein-

40 Interview Alex Rau, Marcia von Rebay, 28. 1. 2016, vgl. auch das Porträt Rau, Alex; von Rebay, Marcia: Maria Zöllner. Von der Last, selbst zur Belastung zu werden. In: Götz, Kein Ruhestand (Anm. 17), S. 252–260.

41 Küpper: Age Mimikry (wie Anm. 14).

42 Siehe Zimmermann, Harm-Peer: Alienation and Alterity: Age in the Existentialist Discourse on Others. In: *Journal of Aging Studies*, 39 (2016), S. 83–95, hier S. 86. Dieser Aspekt würde sich für weitere Untersuchungen, gerade an unserem Material entlang, anbieten, eben weil die Subalternen sich einem Regime unterwerfen müssen, das Armut bzw. die wenige für Ältere zgedachte Erwerbsarbeit verwaltet. Vgl. zur Sprachlosigkeit beim Thema Altersarmut Gajek, Esther: Sagbares und Unsagbares. Sprechen über Altersarmut. In: Manuel Trummer, Sebastian Gietl, Florian Schwemin (Hg.): «Ein Stück weit ...». Relatives und Relationales als Erkenntnisrahmen für Kulturanalysen. Eine Festgabe der Regensburger Vergleichenden Kulturwissenschaft für Prof. Dr. Daniel Drascek zum 60. Geburtstag. Münster 2019 (Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft, 39), S. 143–153.

43 Interview mit Walburga Kratzer am 3. 11. 2014. Siehe zum entsprechenden Porträt Götz, Irene; Schweiger, Petra: Walburga Kratzer. Kampffelder in patriarchalischen Verhältnissen oder wie frau im Alter wirtschaftet. In: Götz, Kein Ruhestand (Anm. 17), S. 192–200.

sam an einem fast kafkaesken Ausschluss mit, gegen den die Sekretärin Hanne Ludwig ein paar Jahre lang vergeblich ankämpfte und der sie plötzlich im wahrsten Wortsinne «alt» aussehen liess. Sie war mit «Anfang 60 rausgeflogen».⁴⁴ Auch sie erlebte die Altersdiskriminierung als eine Art Unsichtbar-gemacht-Werden in einem Räderwerk struktureller Gewalt. «[...] Ja, betriebsbedingt gekündigt, ja, genau. [...] also ich habe mich arbeitslos melden müssen, es blieb mir ja nichts andres übrig. [...]. Und ich habe natürlich erstmal versucht, mich [...] selber irgendwie zu bewerben. Das Arbeitsamt hat mir so gut wie nichts vermittelt. [...] Also ich habe auch öfters auf Bewerbungen überhaupt keine Reaktionen bekommen. Und es war für mich eigentlich eindeutig, dass das eben nicht an der Qualifikation, sondern eben am Alter lag. [...] Das heisst, ich musste also mit 63 in Rente gehen, vorzeitig, [...] und hatte natürlich dann doch noch mal ganz schöne Abzüge. Die damalige Rente belief sich dann auf 740 Euro. [...] Dann habe ich versucht, hier auch wieder eine Arbeit zu finden, weil ich eben dachte, wenn ich mir ein bisschen was leisten möchte hier in München, mal eine Konzertkarte [...] und habe natürlich genau gewusst, dass ich also jetzt mit meinen über 65 erst recht keine Chance habe.»⁴⁵

Die Folge dieses Ausschlusses als Verworfenen⁴⁶ benennt Hanne Ludwig klar: «Es [hat] jetzt natürlich auch noch den Aspekt, dass ich irgendwie, ja, mir hier oft so sinnlos vorkomme und so wenig, ja, einfach zu tun habe, wenig Struktur in meinem Tag habe. Das kommt natürlich jetzt im Alter noch dazu, dass ich einfach auch das Gefühl haben möchte, noch gebraucht zu werden».⁴⁷ Dieses Beispiel zeigt auch, was dieser Ausschluss von Erwerbsarbeit, exekutiert von einem (zumindest in diesen Fällen) rigorosen altersfeindlichen Regime, für Folgen hat: den Verlust der Selbstwirksamkeit durch die Wahrnehmung, überflüssig zu sein, sprich «nicht mehr gebraucht» zu werden, womit die Interviewten das negative Bild der «Anderen», der aus der Leistungsgesellschaft Herausgefallenen⁴⁸ für sich zunächst einmal mit Bitterkeit annehmen. Widerständiges Handeln, das auf individueller oder gar kollektiver Ebene ein Potenzial zur Verbesserung im Sinne der Akteur*innen besässe, ist hier angesichts der Macht der Arbeitgeber*innen und Behörden letztlich aussichtslos. Erschwerend kommt – angesichts der fehlenden materiellen Möglichkeiten durch die Verrentung – noch ein Ausschluss von sozialer und kultureller Teilhabe hinzu, der Zusammenschlüsse der Vulnerablen erschwert.

44 Interview Esther Gajek, 31. 3. 2015.

45 Ebd.

46 Zum Konzept der Subalternität im Alter siehe auch Keller (wie Anm. 9) und Kunow, Rüdiger: Post-colonial Theory and Old Age. An Explorative Essay. In: *Journal of Aging Studies* 39 (2016), S. 101–108.

47 Interview Esther Gajek, 31. 3. 2015.

48 Siehe dazu van Dyk: *The Othering of Old Age* (wie Anm. 7).

Ausschluss von sozialer und kultureller Teilhabe

Das Interview mit Dora Balogh, 73, einer ehemaligen Angestellten, die 535 Euro Rente bezog und Grundsicherungsempfängerin war, zeigt, wie weitreichend die Ausschlüsse aus dem sozialen Leben sind. Dora Balogh steht exemplarisch für Frauen, die aufgrund einer Schwangerschaft früh heiraten mussten, wegen der durch die Geburt von Kindern beginnenden Familienarbeit keine Ausbildung machten und dann als (dreifache) Mutter und Hausfrau lebten. Als die Ehe nach über 30 Jahren (sehr zu ihren Ungunsten) aufgelöst wurde, kam es lediglich noch zu einer relativ kurzen Berufstätigkeit von zehn Jahren, weshalb zum Zeitpunkt des Interviews nur eine geringe Rente bezogen wurde, die durch Grundsicherung, also eine Sozialleistung, aufgestockt werden musste. Ihr soziales Umfeld, das des Bildungsbürgertums, hatte sich nach der Scheidung vollständig verändert: «Ich hab' eigentlich mit verschiedenen Leuten den Kontakt abgebrochen, [...] zum Beispiel hab' ich halt von meinen früheren Nachbarinnen, ich war mit vielen ganz gut befreundet und so, da haben die Reden geführt, wo ich immer hinten dranstehen musste. Riesenreisen gemacht, alle, zweimal im Jahr mindestens, und Wohnungen gekauft und so.»⁴⁹ Viele befragte Frauen zogen sich nach Eintritt in den Ruhestand aktiv zurück, weil sie nicht mehr mithalten und mitreden konnten. Armut wird verschwiegen, dies zeigt das Beispiel ebenfalls.

Auch äussere Faktoren, beispielsweise die Wohnverhältnisse, führten zum Abbruch von Beziehungen. Die mit 63 frühverrentete Stationsleiterin eines Altenpflegeheims, Dawina Publica, hatte ihre kleine Zwei-Zimmer-Wohnung aufgeben müssen, weil die Rente nicht mehr für die Miete reichte. Sie schlief fortan in der Wohnung ihrer Tochter und deren Kinder – auf dem Gang auf einem Klappbett. Es war eng, sie konnte keinen Besuch empfangen. «Das tut mir auch weh, viele Freundschaften gehen kaputt dadurch.»⁵⁰ Den Ausschluss von ihrem Freundeskreis und eine gewisse Isolation empfand die Interviewpartnerin deutlich, ebenso ihre Abhängigkeit: Sie, die ehemalige Führungskraft, die immer gegeben hatte (beruflich und in ihrer Familie), war nun vom Staat beziehungsweise der Zuweisung einer Sozialwohnung abhängig geworden. Sie war wütend, verzweifelt und bitter: «Dabei will ich gar nicht so viel.» Sie komme sich vor wie ein «Bettler».⁵¹ Die ehemalige leitende Altenpflegerin fiel mit der Verrentung und der erzwungenen Wohnungsaufgabe aus dem Leben in ihrer Sozialgemeinschaft heraus. Die Möglichkeiten ihres sozialen Lebens, die nicht mehr gelebt werden konnten, drücken das «Verworfensein» und «Unsichtbarsein» im Sinne von Judith Butler⁵² aus:

49 Interview Esther Gajek 12. 9. 2013.

50 Interview Irene Götz und Petra Schweiger, 29. 1. 2015, siehe auch das Porträt Götz, Irene; Schweiger, Petra: Dawina Publica «Ein Leben lang gearbeitet» – und jetzt keine Wohnung. In: Götz, Kein Ruhestand (Anm. 17), S. 103–112. Zum Verhältnis zwischen Armut und sozialer Isolation im Alter siehe auch Grenier, Amanda et al.: Social Isolation in Later Life: The Importance of Place, Disadvantage and Diversity. In: Journal of Aging & Social Policy 34/3 (2021), S. 471–495.

51 Götz; Schweiger (wie Anm. 50).

52 In einem Zeitschriftenbeitrag (Van Dyk, Silke: Vom Leben in der Zeit. Theoretische Perspektiven auf die Analyse von Lebensalter und die gesellschaftliche Norm der Alterslosigkeit. In: Zeitschrift für Theorie-

Dawina Publica rückte durch ihre Arbeitsbiografie, den für ihren Beruf typischen körperlichen Verschleiss und infolgedessen die Frühverrentung auch geografisch gesehen an den Rand des «normalen» Lebens, das sie eigentlich für ihren Ruhestand erwartet hatte. Sichtbar wurde diese «Randständigkeit» sprichwörtlich, als das Wohnungsamt ihr nach ein paar Jahren eine kleine Wohnung am Stadtrand zuwies. Sie musste ihre Sozialkontakte neu aufbauen.

Ein anderer Fall offenbart, wie das Sparregime zur absoluten Selbstbeschränkung führt: Traudel Heller, eine ehemalige Beamtin, 70 Jahre alt, bezog rund 1400 Euro Pension. 300 Euro im Monat zahlte sie für Schulden an die Banken zurück. Diese waren nach ihrer Scheidung durch Umzugskosten und Ausgaben für neue Möbel entstanden. Ihre Wohnung war mit rund 700 Euro Miete viel zu teuer, wie man ihr auf der Schuldnerberatung sagte. Sie würde sie nicht halten können. Ihre täglichen Sparstrategien beschrieb sie wie folgt: «Ich spüle einmal in der Woche, [...]. Einmal in der Woche wasche ich [...]. Also und ansonsten wird das Licht ausgedreht und Fernsehen hat man halt. [...] Eingezogen bin ich mit Strom für 33 Euro. Das ist ja alles um 20 Euro raufgegangen. [...] Die grösste Sorge ist jetzt das mit der [Erhöhung der Miete für die] Wohnung.»⁵³ Frau Heller traf nicht einmal ihre engsten Verwandten, Tochter und Enkel, weil sie sich die Fahrtkosten nicht leisten konnte. Sie bilanzierte ihre Situation wie folgt: «Ich bin ja nur am Rennen und am Arbeiten und Schauen, wie ich gut oder billig lebe. Verstehen Sie? Also ich hoffe nur, dass ich lang gesund bleibe. Weil dann kann ich gleich vom siebten Stock runterspringen.»⁵⁴ Der Alltag wurde dominiert vom Gebot des Selbsterhalts in absoluter Sparsamkeit. Und über allem schwebte die Angst, krank zu werden, denn dann würde die Energie nicht mehr reichen, um Sonderangebote zu ergattern, und es würden teure Zuzahlungen nötig, die sich Frau Heller nicht mehr leisten konnte. Ihr Résumé fiel dementsprechend deprimierend aus: «Das Leben ist eigentlich gelaufen. Ich sehe kein Highlight mehr für mich.»⁵⁵

Selbst bei Frauen, deren Renten weit über der gesetzlichen Durchschnittsrente lagen, bildete der Eintritt in den Ruhestand eine gravierende Zäsur. Das fehlende Geld bedeutet multiple Ausschlüsse: Es wurden im Falle unserer Interviewten keine Investitionen (zum Beispiel von Möbeln, Hausrat oder Kleidung) mehr getätigt, im Gegenteil, Besitztümer wurden verkauft; medizinische Leistungen, die nicht von der Krankenversicherung abgedeckt oder bei denen höhere Zuzahlungen nötig wurden, gerieten zum Problem. Einladungen und Geschenke konnten nicht erwidert werden. Das Kündigen von Mitgliedschaften oder Abonnements von kulturellen Veranstaltungen verstärkte den sozialen Rückzug. Damit reduzierte sich zugleich der Kreis jener, die in prekären Situationen helfen oder beistehen könnten.

tische Soziologie 1 (2015)) bezieht sich van Dyk auf das Verworfensein und den Ausschluss in Bezug auf Hochaltrigkeit und darin auf Butler (wie Anm. 13).

53 Interview Esther Gajek, 17. 4. 2015. Siehe auch das Porträt Gajek, Esther: Traudel Heller: Nicht (mehr) dazugehören. In: Götz, Kein Ruhestand (wie Anm. 17), S. 156–165.

54 Ebd.

55 Ebd.

Die gelernte Innenarchitektin Astrid Osten, 75 Jahre, benannte den Moment des Eintritts in den Ruhestand als «Armutsfalle» und wie viele als regelrechten Ausschluss.⁵⁶ Die ehemalige Sachbearbeiterin in der Arbeitsagentur kannte sich mit Anträgen sehr gut aus, wusste aufgrund ihrer beruflichen Tätigkeit um Spielräume und Gesetzeslücken – ein Wissen, mit dem sie vielen Künstler*innen helfen können. Sie war in ihrem ganzen Leben stark politisch aktiv: in der Frauenbewegung ebenso wie im Kampf für die Rechte von Palästinenser*innen. Ihr jahrelang praktizierter Antimaterialismus wurde beim Renteneintritt schmerzhaft spürbar. Die Rente von 852 Euro musste sie mit einem Minijob, der 150 Euro monatlich einbrachte, aufstocken – und auch damit kam sie kaum aus. Ihren Renteneintritt hatte sie wie folgt erlebt: «Aber wie gesagt, ich bin genau wie alle anderen in diese Armutsfalle geraten, in diese Hoffnungslosigkeit, in diese, wie will ich sagen, in dieses Verstummen. Also ich wusste gar nicht, wo ich jetzt anfangen soll, mir selber mal meine Situation zu erklären.»⁵⁷ Verstummen und Scham – das sind zwei besonders auffällige Phänomene, die mit der Armut und dem Verstecken derselben einhergehen. Deshalb wird im Folgenden davon besonders die Rede sein.

Ausschluss durch Scham

Das Beispiel von Hilde Meyer, 71 Jahre, die ein Reisebüro führte und zum Zeitpunkt des Interviews 1000 Euro Rente bezog, steht für viele, die sich lange Zeit schämten, ihre Situation, an der sie sich selbst schuld fühlen, öffentlich zu machen. Unser Aufruf, sich als Betroffene an unserer Studie zu beteiligen, sei der erste Schritt gewesen, sich ausserhalb ihres privaten Umfelds mit ihrer Situation auseinanderzusetzen, sagte sie uns. Die Interviewpartnerin, die Zeit ihres Lebens avantgardistisch für die Frauenrechte eingetreten war, reflektierte die Unsichtbarkeit ihrer Situation wie folgt: «Ich habe lange gedacht: Ich sage es keinem Menschen, wie wenig ich kriege. In meinen Frauengruppen reden wir über viele verschiedene Themen, Frauenthemen natürlich, private und politische Themen, Altwerden und unsere eventuelle Hilfsbedürftigkeit, aber das Geldthema ist tabuisiert. Was jede zur Verfügung hat oder die Einkommensunterschiede, darüber herrscht tiefes Schweigen. Erst jetzt [...] habe ich mich entschieden mit euch zu reden. [...] Einerseits war ich total wütend über meine kleine Rente. Andererseits habe ich mich aber auch geschämt. [...] Frauen, hauptsächlich Frauen meiner Generation, fühlen sich oft schuldig, denken, nur sie haben versagt oder etwas falsch gemacht.»⁵⁸

56 Interview Esther Gajek und Alex Rau 8. 3. 2016. Siehe zu Ausschluss und Isolation als Folge solcher Übergänge im Alter Urbaniak, Anna u. a.: Life-Course Transitions and Exclusion from Social Relations in the Lives of Older Men and Women. In: Journal of Aging Studies 67 (2023): DOI: 10.1016/j.jaging.2023.101188.

57 Interview Esther Gajek und Alex Rau 8. 3. 2016.

58 Interview von Irene Götz und Alex Rau, 8. 10. 2016. Siehe auch dies.: Hilde Meyer: Warum keine Renteneintritte für gesellschaftliche Arbeit? – Ein Leben für die Frauenbewegung. In: Götz, Kein Ruhestand (Anm. 17), S. 201–211.

Der bereits weiter oben skizzierte Fall der aus einer bürgerlichen Existenz in die Grundsicherung gefallenen Dora Balogh zeigt ferner, dass Scham eine Folge des sozialen Abstiegs ist, eine Art Klassenscham, die mit dem Vergleich mit der früheren Schicht zu tun hat, mit der man nun nicht mehr mithalten kann. Nach der Scheidung von einem gut verdienenden Diplomingenieur wohnte sie nicht mehr im Familienbungalow und einem Umfeld der Einfamilienhäuser, sondern in einer kleinen abgenutzten Wohnung in einem Arbeiter*innenviertel. Seit ihrem Renteneintritt konnte sie sich kaum mehr etwas leisten: «Das ist einfach so furchtbar, man schämt sich so. Man hat halt sich bisher immer in einer bestimmten Lage aufgehalten, wo das gar nicht in Frage stand, dass man für den nächsten Tag noch sein Essen hat. Heute ist es so, dass ich ein paar Tage vor dem Letzten überleg', was machst du jetzt? Isst ein Spiegelei? Oder paar Kartoffeln, irgendwas, was unbedingt sein muss.»⁵⁹ Auch die ehemalige Angestellte Monika Tegt, die mit 900 Euro Rente und einem Minijob im Callcenter auszukommen versuchte, hielt ihre finanzielle Lage unsichtbar – und schämte sich. Dies kam indirekt im Interview dadurch zum Ausdruck, dass keines ihrer Kinder von ihrer prekären Situation wissen sollte: «Nein. Die wissen nix. Nein, also das möchte ich nicht, ich komme ja zurecht.»⁶⁰ Die Interviewpartnerin schränkte sich lieber selbst ein und übte Verzicht. Niemals würde sie die Kinder um Hilfe bitten. Auch hier ist sie kein Einzelfall unter den Interviewten. Sie wollte das Geld aus ihrem Minijob auch dafür nutzen, ihre Kinder und das erwartete erste Enkelkind zu unterstützen. Diesen keine Geschenke machen zu können, war in ihrer Vorstellung anlog zu den anderen Interviewten besonders bitter und schambesetzt. Sie betonte, den Kindern immer nur «Geben, Geben» zu wollen, weil diese es ja auch schwer hätten.⁶¹

Sicher spielt hier auch das von Silke van Dyk analysierte Altersbild – die Älteren als Backup der Jüngeren zum Erhalt der Leistungsgesellschaft – eine Rolle, die von Monika Tegt wie auch von anderen Interviewten habituell und praxeologisch angenommen wird: Monika Tegt präsentierte sich uns und, wie im Interview deutlich wurde, auch ihrer Tochter als altruistische und um jeden Preis die Familie unterstützende (werdende) Grossmutter. Sie war in ihrer Vorstellung von der eigenen Zukunft, obwohl sie sich das gar nicht leisten konnte, als Babysitterin da, beziehungsweise sie war traurig, dass sie im Callcenter arbeiten musste, anstatt ausreichend Zeit für die Betreuung des Enkels zu haben. Wie viele Interviewte war es unhinterfragter Teil ihres Selbstbildes und ihres Wertehorizonts, zuerst an die Familie zu denken und sich und eigene Bedürfnisse bescheiden zurückzunehmen. Entsprechend erschien auch ihr reproduktive Arbeit als ein selbstloser Liebesdienst – Geld für die Betreuung des Enkels zu verlangen, würde ihr (wir fragten ketzerisch danach) nicht in den Sinn kommen. Folglich würde die Tochter jemanden ausserhalb der Familie bezahlen und Monika Tegt sich weiter im Callcenter abarbeiten. Eine kreative Form, die diese ungeschriebenen Regeln und Erwartungen unterlaufen und die vulnerable Situation Monika Tegts wie auch die

59 Interview Esther Gajek 12. 9. 13.

60 Interview Irene Götz, Petra Schweiger, 12. 3. 2015, siehe Rau: Monika Tegt (wie Anm. 29).

61 Ebd.

Lage der jungen Mutter entlastet hätte, wäre gewesen, dass die Tochter ihre Mutter anstatt eine fremde Person für die Babybetreuung bezahlt. Doch eine solche Praxis, die gängige Rollenerwartungen an die altruistische Grossmutter unterliefe, war nicht vorstellbar und damit die Verbesserung der Lage auch nicht verhandelbar.

Poverty-Mimicry und die Frage widerständigen Handelns

Es lässt sich festhalten: Alle interviewten Frauen erlebten mehr oder weniger einen sozialen Ausschluss, indem sie den erwarteten Standards des mittleren Alters – auskömmliche Erwerbsarbeit, soziale Teilhabe – nicht mehr entsprechen konnten. Scham oder defensive Haltungen, das Gefühl, allein zurechtkommen zu müssen und sich niemandem zu öffnen, zeigten, wie Ausschluss und Selbstausschluss Hand in Hand gehen. Dieses Verbergen der eigenen Lage lässt sich als *Poverty-Mimicry* bezeichnen. Der strukturell vorgegebene Renteneintritt erzeugte oder befeuerte Rückzug und Isolation und erforderte aus Sicht vieler Frauen das Verbergen der materiellen Einbussen und ihrer Folgen. Wenn die eigene Lage den Vergleichen mit Nachbarn und Bekannten nicht mehr standhält und die bislang üblichen Standards nicht mehr gehalten werden können, muss dies entweder möglichst aus eigener Kraft bekämpft werden oder aber die soziale Existenz ist gefährdet. Hier zeigt sich die Macht des mittelschichtlichen, bürgerlichen Massstabs, dem sich die Frauen unterwerfen und nach dem sie den eigenen Wert bemessen.

Aber auch Gegenbeispiele, die im Ansatz widerständige Praktiken zeigen, seien genannt: Dies ist allein angesichts der Angepasstheit an antizipierte Verhaltenserwartungen altersarmer Frauen offensichtlich schon der Fall, wenn jemand offen und offensiv über die eigene Lage berichtet und diese somit bearbeitbar macht. Altersarmut wurde im Einzelfall ausnahmsweise nicht mit Bescheidenheit und Rückzug hingenommen, sondern Bedürftigkeit entweder thematisiert oder es wurden kreative Lösungen gefunden, um den Mangel an finanziellen Mitteln situativ, zum Beispiel mit Hilfe sozialen Kapitals, zu kompensieren.

Die ehemalige Geschäftsfrau Regina Kirchhoff schilderte offen und selbstbewusst in einem Presseinterview und in einer öffentlichen Lesung, dass sie auf Grundsicherung angewiesen sei. Sie schämte sich nicht für die bezogene Sozialleistung, liess sich, weil sie es selbst nicht finanzieren konnte, von ihrem langjährigen Freund*innenkreis ein grosses Fest zum 70. Geburtstag schenken oder auch im Alltag einmal einladen und nutzte ehrenamtliche Engagements, die in ihrem Fall mit einer Aufwandspauschale verbunden waren, um den ihr monatlich zur Verfügung stehenden Betrag von 634 Euro aufzubessern.⁶² Ihr soziales Kapital, das sie zu nutzen sich nicht scheute, und vor allem ihr offener Umgang mit ihrer

62 Interview von Alex Rau am 6. 7. 2015, siehe das Porträt Rau, Alex: Regina Kirchhoff: Prekär? – «Ich bin rundum zufrieden». In: Götz, Kein Ruhestand (wie Anm. 17), S. 176–184. Aufwandsentschädigungen aus Ehrenämtern wurden bereits 2017 im Unterschied zu Erwerbsarbeit nicht auf die Grundsicherung angerechnet.

Lage erlaubten ihr eine andere, weniger belastende Bewältigung derselben. Auch das von einer anderen Befragten, Hilde Meyer, letztlich durch unsere Gespräche möglich gewordene «Outing», das Bekanntmachen ihrer geringen finanziellen Spielräume in ihren Frauengruppen, half ihr, über ihre Selbstvorwürfe und Schuldgefühle hinwegzukommen und Altersarmut als ein kollektives, politisch nicht ausreichend angegangenes strukturelles Problem zu begreifen und verhandelbar zu machen.⁶³

Solche Versuche, strukturelle Benachteiligungen durch kreatives Verhalten in ihrer Macht zu entkräften oder Bilder und Erwartungen widerständig zu unterlaufen, waren Einzelfälle. Meist blieb es bei individuellen Bewältigungsstrategien im Stillen; die Frauen wurstelten sich durch,⁶⁴ sparten rigoros, planten voraus, schränkten sich ein, verausgabten sich in einem bereits für sie zu anstrengenden Job. Aktivistischer Widerstand kam bei fast allen Befragten nicht vor – dafür fehlten Kraft und Zeit.

Alex Rau hat in ihrer Dissertation an Fallstudien aus unserem Projektkontext herausgearbeitet, warum Widerstand kaum möglich ist. Sie analysierte insbesondere die Rolle von Affekten, mit denen von Altersarmut betroffene Frauen ihre Situation bearbeiten. Dies sind, wie sie zeigt, vergeschlechtlichte Gefühlsmuster, ein weibliches «Affektregime». Bei der Bearbeitung der alltagspraktischen Folgen der «strukturellen Ursachen vergeschlechtlichter Armutslagen»⁶⁵ übernehmen Emotionen verschiedenster Art und Komplexität eine zentrale Rolle, insbesondere sind dies, wie Rau zeigt, «Minderwertigkeit und Einsamkeit», «Kränkung», «Mutterliebe und Melancholie», «Scham und Schuld». Sie haben eine Vermittlungsrolle zwischen Struktur und Handlung inne. Die jeweilige Logik hinter der Praxis wird, anders formuliert, von Affekten bestimmt, die sich wiederum aus Klassenlage, Milieu, Gender, biografischer Erfahrung und dem verfügbaren sozialen Kapital ergeben. So stellt unsere Projektkollegin dar, dass sich die spezifischen Affekte aus den Strukturbedingungen des Feldes, etwa aus präfigurierten Mutterrollen und Familienorientierungen oder aus Leistungsimperativen, ableiten lassen und durch die soziokulturellen und politischen Kontexte in spezifischer Weise biografisch angelegt und praxeologisch wirksam werden.

Bezüglich der Folgen für gesellschaftlichen Wandel und politische Bearbeitung und Mobilisierung kommen die Affektregime demnach, so Raus These, vor allem als Bremse ins Spiel, innerhalb derer die Handlungsmacht der Akteurinnen in einer Weise begrenzt erscheint, dass ein solidarisches, kollektives Aufbegehren der Prekarisierten angesichts einer oft verschämt verschwiegenen, ohnmächtig und angstvoll erlebten oder auch verleugneten Lage kaum möglich und erwartbar ist. Inmitten des Kampfes um die alltägliche Lebensführung in

63 Siehe das Interview von Irene Götz und Alex Rau am 8. 10. 2016 und das Porträt zu Hilde Meyer (wie Anm. 58).

64 Siehe hierzu besonders auch Götz, Irene; Schweiger, Petra: Micro-Practices of Domestic Living. The Self-Care of Older Women in Precarious Circumstances. In: *Anthropological Journal of European Cultures* 32/1 (2023), S. 15–40: www.berghahnjournals.com/view/journals/ajec/32/1/ajec320103.xml?ArticleBodyColorStyles=full-text, 2. 9. 2023.

65 Rau, Alexandra: Das Affektregime weiblicher Altersarmut. Zur subjektiven Verarbeitung von Prekarität. Frankfurt/M. 2024.

Knappheit verhaftet und dabei individualisiert, bleibt die Lage der Einzelnen bereits für die Familie unsichtbar und politischer Druck durch die Subalternen selbst weitgehend aus.

Emotionen, wie insbesondere die Scham, sind kurzum habitualisierte Effekte gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse, die damit zementiert werden und die Subjektpositionen der Frauen vielfach bestimmen. Wer sich schämt, zieht sich nach der Handlungslogik der Frauen dieser Kriegs- und Nachkriegsgenerationen, die zu Bescheidenheit und «Selbständigkeit» erzogen wurden, zurück; diese Logik zeigen die obigen Beispiele.

In Anlehnung an Thomas Küppers Konzept einer Age-Mimicry⁶⁶ fanden wir im untersuchten Datenmaterial eine Poverty-Mimicry. Sie drückte sich in zahlreichen Aspekten aus: Dazu gehören das Kaschieren von Armut, beziehungsweise das Angleichen an bürgerliche Leitbilder, Praktiken des Schonens der Kleidung, des «gepflegten» Auftretens, des Improvisierens durch das Selbermachen, des Nicht-Sprechens über die Finanzen sowohl bei den Familienmitgliedern als auch in der weiteren Öffentlichkeit und letztlich der Rückzug, wenn die eigene Lage auffallen könnte. Poverty-Mimicry als alltägliche Praxis ist zeit- und arbeitsintensiv; sie ist Arbeit am Selbst(erhalt), an der Zurichtung des Subjekts, sei es das der gebenden Grossmutter oder der noch leistungsfähigen Arbeitskraft oder der sich gut kleidenden und damit gut situiert erscheinenden Frau, die weiterhin alles tut, um die gebotenen Standards zu erfüllen.

Praktiken des (optischen) Kaschierens von und unermüdlichen Anarbeitens gegen Altersarmut und deren Folgen als auch der resignative Rückzug aus Scham sind Reaktionen auf inkorporierte Erwartungen und Vorstellungen der Gesellschaft über Ältere. Die Frauen werden subjektiviert durch den Leistungsimperativ des «aktiven» und «jungen Alters», das sich selbst weiterhin versorgen und sich in der Gesellschaft nützlich machen kann. «Niemandem zur Last [zu] fallen» ist ein Credo, das die Interviewten explizit oder implizit als Mantra und Triebfeder ihres Handelns in ihrem alltäglichen Kampf in Bewegung und zugleich in ihrem Tun gefangen hält. Dieses Credo ist ein machtvolleres Dispositiv des Diskurses über Alter, das bereits Heinrich Grebe herausgearbeitet hat.⁶⁷ Bei – teilweise seit Jahren allein wirtschaftenden – Frauen, die es gewohnt sind und die stolz darauf sind, selbständig zu sein, fällt es auf fruchtbaren Boden, so dass sie lieber nicht mehr heizen, weniger (gesund) essen, sich in Minijobs aufarbeiten, lieber auf soziale Teilhabe verzichten als «zur Last zu fallen», sprich zum Sozialamt zu gehen oder sich der Familie zu offenbaren. Dabei wirkt nicht nur das Altersbild der potenten, unabhängigen Best Ager, sondern auch das Bild der von van Dyk beschriebenen selbstlosen und unterstützenden Älteren. Jolanda Fischer, die

66 Küpper: Age Mimicry (wie Anm. 14).

67 Wie in Grebes Diskursanalysen deutlich wird, gilt es, «niemande[m] zur Last [zu] fallen, sondern Jüngere stattdessen [zu] inspirieren und [zu] unterstützen» (vgl. S. 13 in Grebe, Heinrich: Wie Hochbetagte um sich selbst Sorge tragen. In: APuZ. Aus Politik und Zeitgeschichte 65/38–39 (2015), S. 10–17). Dieser Wunsch steht auch bei unseren Interviewten als Triebkraft hinter dem angeeigneten gängigen Narrativ, im Ruhestand «diszipliniert wie produktiv» zu bleiben. Es wird alles daran gesetzt, insbesondere nicht von der Familie abhängig zu werden.

mit (falscher) Rücksicht auf ihre Kinder keine Grundsicherung beantragt, und Monika Tegt, die ihren Kindern immer nur «geben» will, sind Beispiele für das Unterworfensein unter entsprechende Altersbilder. Des Weiteren regieren gerade bei den von Armut bedrohten Frauen wohl auch die omnipräsenten Bilder vom «Sozialschmarotzer»⁶⁸ und solche von nach Mitleid heischenden Armutsfiguren, von denen sich zum Beispiel Jolanda Fischer abgrenzte. Ihr Schönheitshandeln – sich sorgfältig zu schminken und in modischer Kleidung aufzutreten⁶⁹ – diente insbesondere im Kontext ihrer Arbeit (dem als Sinnbild für soziale Schwierigkeiten geltende «Strassenzeitungsverkauf») sicher dazu, dem Bild der armen «verwahrlosten» Almosenempfängerin so weit wie möglich zu entkommen. Es geht um Selbstwert, aber auch um die Erscheinung nach aussen, um die Bestätigung der eigenen Würde durch die Umgebung. Die Poverty-Mimicry bedient sich hier den aus der Age-Mimicry heraus bekannten Praktiken.

Bei den Praktiken des Umgangs mit Altersarmut gab es, so gesehen, sicher auch Mischformen von Age-Mimicry⁷⁰ und Poverty-Mimicry. Dies war bei Versuchen zu beobachten, Altersdiskriminierung auf dem Arbeitsmarkt strategisch zu begegnen und sich dafür (oft vergeblich) «jung zu machen». Die vorgestellten Beispiele verdeutlichten, dass sich Formen des Mimicrys im Falle von materiell verwundbaren Frauen im Alter hier vor allem und zuerst auf das *Kaschieren ihrer Armut* und weniger auf Praktiken des weiterhin Jung-Erscheinens kaprizieren (müssen). Age-Mimicry ordnet sich, wenn sie angestrebt wird, der Existenzsicherung funktional unter, etwa bei der Arbeitssuche. Dass Poverty-Mimicry weitaus dominanter als Age-Mimicry bei unseren Fallbeispielen war, hat zunächst einen einfachen Grund: Solche Anpassungsleistungen an und Formen der Unterwerfung unter das hegemoniale mittlere Alter bezüglich Aussehen, Fitness und Lebensstil, wie sie Küpper bespricht, muss man sich letztlich finanziell, zeitlich und praxeologisch – von den Handlungsmöglichkeiten her – leisten können.

Hier sollten zukünftige Studien durch differenzierte Fallanalysen anknüpfen. Es gilt, die intersektionale Verwobenheit der Kategorien Alter(n) und Armut, beziehungsweise von Age-Mimicry und Poverty-Mimicry situativ zu analysieren, wobei weitere soziografische Faktoren wie soziale und regionale Herkunft, Bildung und Migrationserfahrung genauso wie Gender zu berücksichtigen sind. Und nicht zuletzt ist dabei die Grenze zwischen Mimicry als eine Form von Unterwerfung unter Alters- oder auch Armutszumutungen einerseits und widerständigen Praktiken andererseits nur von Fall zu Fall zu ziehen. Kaschiert die Strassenzeitungsverkäuferin im modischen Outfit, gut geschminkt und gepflegt, nun ihre soziale Lage (Poverty-Mimicry) und/oder unterläuft sie die antizipierten Armutsbilder

68 Lehnert: «Arbeit, nein danke»!? (wie Anm. 21). Hier wird durch Diskursanalysen festgestellt, wie medial omnipräsent dieses Bild seit den neoliberal grundierten Reformen des Arbeitsmarktes und Sozialstaats in Deutschland geworden ist.

69 Keine der Befragten war äusserlich durch z. B. abgetragene Kleidung oder ein ungepflegtes Erscheinungsbild als arm erkennbar. Modische Kleidung hatten die Frauen durch Tauschringe, Flohmarktfunde oder den Rückgriff auf Kleidung aus ihren besseren Zeiten zur Verfügung. Viele trugen Nagellack und Make-up und hatten sich die Haare aufwändig frisiert.

70 Küpper: Age Mimikry (wie Anm. 14).

ihrer Kundschaft und bewahrt sich damit ein Stück widerständige Distanz zu ihrer Tätigkeit? Oder setzt sie die Mimicry strategisch als Distinktionspraxis ein, um als «gepflegte» Frau mehr Respekt zu bekommen und vielleicht auch den Umsatz zu steigern? Erst die differenzierte ethnografische Analyse ermöglicht, hier die oft ambivalenten Haltungen und komplexen Motivlagen zu entwirren.

Altersbilder und auch Frauenbilder beeinflussen, wie gezeigt wurde, auf jeden Fall in der einen oder anderen Weise das Selbstbild und Handeln der hier untersuchten vulnerablen Frauen. Sie wirken als machtvolle Rahmung von *Subjektivierungsprozessen* zusammen mit einschlägigen gesellschaftlichen Strukturen (Erwerbsbiografien, Renten- und Arbeitsmarktpolitik) und produzieren Armut als weiterhin viel zu selten gesehene Praxis des Ausschlusses.

Aging und Queering im postsozialistischen China

Papa Weifeng als digitaler und intergenerationaler Medienaktivismus des Globalen Südens

STEFAN SCHWEIGLER

Abstract

Dieser Beitrag bespricht den im Jahr 2016 erschienenen Kurzdokumentarfilm *Papa Weifeng* und seine relationale Einbindung in den chinesischen Medienaktivismus. Die experimentelle Dokumentation versammelt mehrere Personen in Festlandchina, die als ältere Menschen adressiert werden und sich als aktivistisch engagierte Eltern von Personen des LGBTIQ+-Spektrums vorstellen. Die Gruppendiskussionen und das Digital Storytelling des Regisseurs Wei Feng verhandeln das Altern der Eltern, die Einforderung von LGBTIQ+-Rechten und Perspektiven des Globalen Südens in verschränkter und aufeinander bezogener Weise. Altern, Queerness und dekoloniale Positionen werden als Aspekte sichtbar, die intersektional und kompliziert miteinander verbunden sind. Intersektionalität wird damit zum Ausgangspunkt für eine künstlerisch-ästhetische kritische Theoriebildung, die von den Beteiligten in Form eines intergenerationalen und digitalen Aktivismus politisch produktiv gemacht wird.

Keywords: aging, China, digital ageism, intergenerationality, PFLAG, postcoloniality, post socialism, queer comrades

Altern, China, digitaler Ageismus, Intergenerationalität, PFLAG, Postkolonialität, Postsozialismus, Queer Comrades

Als Beitrag zu einem kulturwissenschaftlich ausgerichteten Dialog von Aging und Postcolonial Studies¹ befasst sich die vorliegende medienwissenschaftliche Betrachtung mit vier in Veränderung begriffenen und dabei miteinander verschränkten politischen Wissensgegenständen in der Volksrepublik China. Anhand des experimentellen Dokumentarfilms *Papa Weifeng*² werden diese als Alter(n), Queerness, digitale Medien und postsozialistische Subjektivität isoliert und im

1 Für die Einladung zum Beitrag sowie für ihr Feedback bedanke ich mich herzlich bei den Herausgeber*innen des Special Issues.

2 Papa Weifeng. China 2016, Regie: Papa Wei Feng: www.queercomrades.com/videos/papa-weifeng/, 7. 2. 2024.

spezifischen Kontext Chinas in dessen Relation zu den globalen Machtverhältnissen einer postkolonialen Weltordnung diskutiert. Während in Bezug auf die festlandchinesische Bevölkerung etwa die rechtliche und soziale Lage ihrer wachsenden LGBTIQ+-Community³ ebenso wie die schnelle demografische Alterung und die damit einhergehenden ökonomischen und kulturellen Herausforderungen⁴ seit über zwei Jahrzehnten differenziert beforscht werden, liegt erstaunlich wenig Literatur vor, die sich mit der Intersektion von Alter(n) und Queerness in China beschäftigt. Dieser Forschungslücke steht der Befund gegenüber, dass in China die weltweit grösste Bevölkerung von LGBTIQ+-Personen und -Angehörigen lebt.⁵ Wie ich argumentieren werde, schreibt sich die Kurzdokumentation *Papa Weifeng* als aktivistisches Filmprojekt in zeitgenössische chinesische Aushandlungen von Queerness und Alter(n) ein und positioniert sich mit der Forderung, konkreten Formen des demografischen Wandels durch Toleranz, Antidiskriminierungsarbeit und Solidarität zu begegnen. Aufzeigen möchte ich, dass dies insbesondere durch die konsequente Verschaltung mit zwei weiteren Dimensionen von Subjektivierung gelingt. Verstanden als Digital Storytelling⁶ und «digital video activism»⁷ sowie als Queering von «postsocialist coloniality»⁸ und als «queering aging futures»⁹ generiert die Artikulation qua digitaler Infrastrukturen neben Thesen zu Alter(n) und Queerness auch Thesen zum digitalen Medienwandel sowie zu ostasiatisch-postsozialistischen Identitätsentwürfen. Dabei vermag die hier analysierte Videoarbeit diese vier Wissensformationen wechselseitig und produktiv aufeinander zu beziehen. Alter(n), Queerness, digitale Medienpraktiken und dekoloniale Perspektiven werden in *Papa Weifeng* als Aspekte sichtbar, die intersektional und kompliziert miteinander verbunden sind. Intersektionalität wird damit zum Ausgangspunkt für eine ästhetisch formulierte Theoriebildung, die von den Beteiligten in Form eines intergenerationalen und digitalen Medienaktivismus vorangetrieben wird.

3 Vgl. Bao, Hongwei: Queer Comrades. Gay Identity and Tongzhi Activism in Postsocialist China. Kopenhagen 2018.

4 Vgl. Silverstein, Merril D. (Hg.): Aging Families in Chinese Society. New York 2021; vgl. Powell, Jason L.: China, Aging, and Theory. New York 2012 (Social Perspectives of Aging, 13).

5 Vgl. Wang, Yuanyuan u. a.: Mapping Out a Spectrum of the Chinese Public's Discrimination Toward the LGBT Community. Results From a National Survey. In: BMC Public Health 20 (2020), S. 1–10; sowie vgl. Hua, Boya; Yang, Vickie F.; Fredriksen Goldsen, Karen: LGBT Older Adults at a Crossroads in Mainland China. The Intersections of Stigma, Cultural Values, and Structural Changes Within a Shifting Context. In: International Journal of Aging and Human Development 88/4 (2019), S. 440–456.

6 Lambert, Joe: Digital Storytelling. Capturing Lives, Creating Community. 4. Auflage. New York 2013.

7 Bao, Hongwei: From «Celluloid Comrades» to «Digital Video Activism». Queer Filmmaking in Postsocialist China. In: JOMEC Journal 12 (2018), S. 82–100.

8 Ye, Shana: Queering «Postsocialist Coloniality». Decolonising Queer Fluidity and Postsocialist Postcolonial China. In: Redi Koobak; Madina Tlostanova; Suruchi Thapar-Björkert (Hg.): Postcolonial and Postsocialist Dialogues. Intersections, Opacities, Challenges in Feminist Theorizing and Practice. London 2021 (Routledge Advances in Feminist Studies and Intersectionality, 2), S. 53–68.

9 Sandberg, Linn J.; Marshall, Barbara L.: Queering Aging Futures. In: Societies 7/21 (2017), S. 1–11.

Papa Weifeng im Kontext chinesischer LGBTIQ+-Medienpraktiken

Der 45-minütige Kurzdokumentarfilm *Papa Weifeng* wurde auf der chinesischen Website *Queer Comrades* veröffentlicht. Bei der Plattform handelt es sich um ein digitales Projekt, das auf riskante Weise die chinesische Medienöffentlichkeit mit den queer(end)en Lebensrealitäten von LGBTIQ+-Personen konfrontiert. Homosexualität ist in China zwar offiziell entkriminalisiert und LGBTIQ+-Aktivismus und -Veranstaltungen werden zunehmend geduldet, jedoch kämpfen Aktivist*innen immer noch gegen Zensur, Verhaftungen und Polizeigewalt in der Praxis an.¹⁰ Wie kritische Journalist*innen konstatieren, lautet die Faustregel der Regierung in Bezug auf das Vorgehen gegen LGBTIQ+-Medienformate häufig: «[T]he party is happy to turn a blind eye until an arbitrary tipping point is reached».¹¹ Die Rezeption von LGBTIQ+-Filmen und -Serien erfolgt daher häufig über digitale Umwege.¹² *Queer Comrades* stellt bisher ein Beispiel für ein seit 2007 toleriertes digitales Non-Profit-Projekt dar, das Teil des Beijing Gender Health Education Institute ist. Dort entstehen Talkshow-Clips zu LGBTIQ+-Themen sowie Dokumentarfilme im Rahmen einer eigens angebotenen Ausbildung namens Queer University, welche auch mit ähnlichen Gruppierungen in afrikanischen Ländern vernetzt ist und mit diesen beispielsweise durch Begegnungsworkshops kooperiert.¹³

Papa Weifeng ist ein experimenteller Kurzdokumentarfilm mit Mandarin sprechenden Akteur*innen und chinesischer und englischer Untertitelung. Der Regisseur und Protagonist stellt sich zu Beginn des Films unter dem titelgebenden Pseudonym «Papa Wei Feng» vor. Es sei sein «online nickname»,¹⁴ den er als ehrenamtliches Mitglied der NGO PFLAG China (Parents, Friends and Families of Lesbians and Gays) verwende. Die ersten Sequenzen stellen die Entstehungsgeschichte des Films und die Situierung seiner Produktion in einem Netzwerk festlandchinesischer Medienakteur*innen und Akademiker*innen dar. Gezeigt wird, dass der angehende Filmemacher die Medienkompetenz-Ausbildung Queer University in Beijing absolviert und für die Produktion des Films *Papa Weifeng* von namhaften Mentor*innen des chinesischen Queer Cinema wie Fan Popo und Yuan Yuan Beratung erhält. Danach geht die Erzählung in den Hauptteil des Films über, der verschiedene dokumentarische Ebenen verschränkt: In Frontalansicht und im Dreiviertelprofil berichtet der Regisseur Wei Feng in den Studioaufnahmen einerseits von seinem eigenen Heranwachsen im China der Kulturrevolution unter dessen Vorzeichen einer starken Tabuisierung von Sexualität sowie andererseits von

10 Vgl. Bao, *Queer Comrades* (Anm. 3).

11 Vgl. Campbell, Charlie: Chinese Censors Have Taken a Popular Gay Drama Offline and Viewers Aren't Happy. In: *Time*, 25. 2. 2016: <https://time.com/4236864/china-gay-drama-homosexuality/>, 18. 8. 2022.

12 Vgl. Lo, Iris Po Yee: (Dis)Engagement with Queer Counterpublics: Exploring Intimate and Family Lives in Online and Offline Spaces in China. In: *The British Journal of Sociology* 73 (2021), S. 139–153.

13 Vgl. Bao, Hongwei: The Queer Global South. Transnational Video Activism Between China and Africa. In: *Global Media and China* 5/3 (2020), S. 294–318.

14 *Papa Weifeng* (Anm. 2), 01:22. Alle hier wiedergegebenen wörtlichen Zitate entstammen den englischen Untertiteln des Films. Zur Unterscheidung vom Filmtitel wird der Regisseur im Weiteren Wei Feng genannt.

seiner Rolle als Vater eines geouteten homosexuellen Sohns und von den Affekten und Erkenntnisprozessen, die dieser Erfahrungshorizont seither in ihm auslöst. Die Nahaufnahmen und der in die Kamera gerichtete Blick spielen hier auch mit der Ästhetik digitaler *Confessionals*, die im queeren Kontext ein mittlerweile etabliertes Genre für das Coming-out oder dessen Nacherzählung sind.¹⁵ Diese Ebene wechselt sich mit längeren Sequenzen ab, in denen der Filmemacher Wei Feng sich mit befreundeten Aktivist*innen trifft und Gruppen- sowie Einzelgespräche mit ihnen und einigen ihrer Angehörigen führt. Gelegentliches Kamera-Wackeln, harte Schnitte und spontane Regieeinfälle erzeugen hier ästhetische Authentifizierungseffekte, die das Material als etwas hervorheben, das aus dem Leben herausgegriffen ist – aus dynamischen Praxiszusammenhängen und Momenten, die sich einer restlosen Planbarkeit entziehen. Wie der Regisseur Wei Feng sind auch die Aktivist*innen, mit denen er sich zusammenfindet, Eltern von LGBT-Personen und Mitglieder von PFLAG China. Ihn eingeschlossen bezeichnet Wei Feng die Versammlung in einem der Gespräche mit neun Anwesenden als Gruppe älterer Menschen in ihren 50ern und 60ern.¹⁶ Zwar entfallen genauere Altersangaben (gelegentliche Inserts führen lediglich Namen an), es erfolgt jedoch wiederholt eine Selbstadressierung der Beteiligten als ältere Menschen und als Menschen, die sich unter anderem mit Fragen des eigenen Alterns beschäftigen. Während das zentrale Thema der Gespräche der LGBT-Aktivismus der Mitwirkenden ist, werden Aspekte des eigenen Alterns im Zuge dessen als etwas verhandelt, das sich stets mit Problemen sexueller Diskriminierung und normativer Erwartungshaltungen in Bezug auf Reproduktion überlagert und sich als untrennbar verbunden mit der Erfahrung des Alterns offenbart.

Ältere Medienaktivist*innen in China

Ich möchte hier darlegen, dass der Medienaktivismus älterer Menschen gegenwärtig besondere Einblicke in alltägliche Ageismen ermöglicht sowie Chancen intergenerationaler Solidarität aufzeigt. Die zunehmende Angewiesenheit auf Formen der Sorge mit voranschreitendem Alter sowie vorurteilhafte Annahmen über eine generelle Konservativität älterer Menschen werden häufig fälschlicherweise in eine reduktionistische Perspektive übersetzt, die Altsein pauschal mit Politikferne und zivilgesellschaftlicher Passivität assoziiert. Diese Verzerrung informiert nicht nur stereotype Altersbilder im Allgemeinen, sondern auch altersfeindliche Wissensproduktionen, Affekte und Konflikte speziell in Bezug auf Konzeptionen von älteren Erwachsenen als Aktivist*innen.¹⁷ Zahlreiche Studien zum Aktivis-

15 Zu digitalen *Confessionals* im queeren Kontext vgl. Dannenberg, Nadine: Vlogging Asexuality. Beobachtungen zum subversiven Potential von medienästhetischen <Spielereien>. In: *Onlinejournal Kultur & Geschlecht* 17 (2016), S. 1–18.

16 Vgl. Papa Weifeng (Anm. 2), 07:03.

17 Beispielsweise in Gestalt des Verschweigens oder In-Abrede-Stellens des Beitrags älterer Aktivist*innen zur Klimaschutzbewegung. Zu Ageismen im Klimaaktivismus vgl. Ayalon, Liat; Roy, Senjooti: The

mus älterer Menschen demonstrieren indessen, dass deren aktivistischen und ehrenamtlichen Tätigkeiten integraler Bestandteil von Sorgenetzwerken etwa für Minderheiten, Non-Profit-Organisationen oder Klimaschutz sind.¹⁸ Auch im Fall von China werden unterschiedliche negative Auswirkungen von Ageismus verzeichnet und kritisch beforcht.¹⁹ Im internationalen Vergleich mit Ländern des Globalen Nordens werden jedoch auch signifikante, kulturell spezifische Ausprägungen beobachtet. So wird etwa gesellschaftlich ein Weniger an hostiler und ein Mehr an wohlwollender Altersdiskriminierung festgestellt. In Bezug auf Altersdiskurse in Medien fällt eine proportional besonders hohe Präsenz von Motiven und Narrativen auf, die ältere Menschen als Caregivers, als aktive, engagierte und Sorge offerierende Personen entwerfen.²⁰ Positive Bilder, Narrative und Bewertungen von zivilgesellschaftlichem Engagement von älteren Erwachsenen scheinen dadurch im festlandchinesischen Zusammenhang auf den ersten Blick kulturell verhältnismässig begünstigt zu sein. Allerdings könnten diese Aktivismen potenziell auch Gegenstand von Romantisierungen des Active Aging sein und soziale Exklusion durch wohlwollende Diskriminierung bewirken.

Als künstlerische Ausdrucksform, die eine aktivistische Versammlung von älteren Angehörigen von LGBTQ-Personen und deren gemeinsame Anliegen repräsentiert, reiht sich der Film *Papa Weifeng* sowohl in die genannten Praktiken zivilgesellschaftlicher Teilhabe und Sorge durch ältere Menschen im Allgemeinen als auch in die Tradition konkreter Arbeitsformen von LGBTIQ+Communities mit Medien ein. Wie Cathrine McNamara anhand von Projekten mit Personen des LGBTIQ+-Spektrums betont, sind intergenerationale Praktiken ein etabliertes Tätigkeitsfeld, «and [it] often involves the arts as a medium for exploration and articulation of particular lived experiences».²¹ Aus konzeptueller Sicht scheint der Film dabei unter anderem mit der Autonomie und Reflexivität fördernden Kulturtechnik des Digital Storytelling vergleichbar, in welcher Personen Lebensereignisse erzählen und ihre Narration in experimentellen, selbstgestalteten Videos aufbereiten.²²

Role of Cronological Age in Climate Change Attitudes, Feelings, and Behavioral Intentions: The Case of Null Results. In: PLoS ONE 18/6 (2023), S. 1–12.

- 18 Vgl. Barnes, Marian; Harrison, Elizabeth; Murray, Lesley: Ageing Activists. Who Gets Involved in Older People's Forums? In: Ageing and Society 32/2 (2012), S. 261–280; Blanche-T., Daniel; Fernández-Ardèvol, Mireia: (Non-)Politicized Ageism: Exploring the Multiple Identities of Older Activists. In: Societies 12/40 (2022), S. 1–14; Sawchuk, Dana: The Raging Grannies. Defying Stereotypes and Embracing Aging Through Activism. In: Journal of Women & Aging 21/3 (2009), S. 171–185; Keller, Seline; Bornemann, Basil: New Climate Activism between Politics and Law. Analyzing the Strategy of the KlimaSeniorinnen Schweiz. In: Politics and Governance 9/2 (2021), S. 124–134.
- 19 Vgl. Xu, Dongjuan u. a.: Depressive Symptoms and Ageism among Nursing Home Residents. The Role of Social Support. In: Int. J. Environ. Res. Public Health 19/12105 (2022), S. 1–10; Zhang, Xin: Validation of the Ambivalent Ageism Scale in China. In: Innovation in Aging 2/S1 (2020), S. 569.
- 20 Vgl. Zhang, Validation (Anm. 19); vgl. Xi, Wanyu u. a.: A Thematic Analysis of Weibo Topics (Chinese Twitter Hashtags) Regarding Older Adults During the COVID-19 Outbreak. In: J Gerontol B Psychol Sci Soc Sci 76/7 (2021), S. 306–317.
- 21 McNamara, Catherine: A Complex Matrix of Identities. Working Intergenerationally with LGBTQ People. In: Andrew King u. a. (Hg.): Older Lesbian, Gay, Bisexual and Trans People. Minding the Knowledge Gaps. London 2018, S. 125–141, hier S. 125.
- 22 Vgl. Lambert, Digital Storytelling (Anm. 6).

Als Methode, die auf digitale Formen zur Förderung der Handlungsfähigkeit von Sprecher*innen abzielt, wird Digital Storytelling mittlerweile speziell auch für ältere Menschen in Care-Kontexten eingesetzt, um zugleich kulturell perpetuierten Zuteilungen von digitalem Ageismus in Form von Barrieren und Exklusion in Zusammenhang mit digitalem Medienhandeln und Medienöffentlichkeiten entgegenzuwirken.²³ Digitaler Ageismus umfasst ferner die wirkmächtige, projizierte Auffassung von «older adults as outside of technological change»²⁴ sowie die damit korrelierende Idee, «that the culture dominated by the imperative of connectivity and being always «on» is mostly inhabited by and belongs to the young».²⁵ Aus medientheoretischer Perspektive möchte ich dem jedoch hinzufügen, dass digitaler Ageismus nicht nur die klischeehafte Engführung von Alt-Sein und technologischer Unfähigkeit/Unwilligkeit zur Medienkompetenz im Sinne eines altersfeindlichen Vorurteils reproduziert. Digitaler Ageismus müsste nach meinem Dafürhalten auch als eine Foucault'sche Regierungstechnologie begriffen werden, die hier konkret Alt-Sein und digitale Medien wechselseitig als einander ausschliessende Wissensgegenstände hervorbringt.²⁶ Entlang der machtvollen Differenzproduktion bezüglich angenommener körperlicher und mentaler Hinfälligkeit älterer Personen bestimmt die Regierungstechnologie des Digital Ageism, wessen Mediengebrauch, wessen mediale Teilhabe und wessen Erwerb und Fortbildung von Anwender*innenkenntnissen im gesellschaftlichen Leben noch oder nicht mehr vorgesehen ist. Gemeinsam mit weiteren Zugangsbeschränkungen zu digitalen Infrastrukturen (unter anderem Accessibility, staatliche Förderung, ökonomische Leistbarkeit oder auch mangelnde Einbindung von älteren Menschen und ihren Präferenzen in die Entwicklung von Technologiedesign) hemmt digitaler Ageismus die Ausweitung intergenerationaler digitaler Mediennutzung.²⁷ Dass aus diesem Verbund von performativen Ausschlüssen älterer Menschen von digitalen Infrastrukturen auch neue Herausforderungen für die alternde Gesellschaft Chinas erwachsen, liegt nahe. Mit den Potenzialen einer stärkeren Digitalisierung der alltäglichen Lebenswelt älterer Menschen in China beschäftigte sich zuletzt Gladys Pak Lei Chong in Form einer empirischen Studie. Durch die Aneignung digitaler Infrastrukturen, so Chong, haben die älteren Studienteilnehmer*innen gesteigerte Formen von intersubjektiver Intimität sowie «ideas, means, and aspirations for the management of the self, the family, and their social relations in their increasingly ageing lives» exploriert, wobei sie sich als «energised» und «bonded» zeigten sowie

23 Vgl. Wagner, Sarah; Ogawa, Akiko: Tackling Ageism in Socio-Technical Interventions. An Actor-Network Analysis of Digital Storytelling Workshops with Care Home Residents. In: Andrea Rosales; Mireia Fernández-Ardèvol; Jakob Svensson (Hg.): Digital Ageism. How it Operates and Approaches to Tackling it. Oxon/New York 2023 (Routledge Studies in New Media and Cyberculture, 56), S. 210–228.

24 Ebd., S. 211.

25 Kania-Lundholm, Magdalena: Coping in the Culture of Connectivity. How Older Adults Make Sense of Living with Digital Ageism. In: Rosales, Digital Ageism (Anm. 23), S. 193–209, hier S. 193.

26 Vgl. Stauff, Marcus: Regierungstechnologie. In: Christina Bartz u. a. (Hg.): Handbuch der Mediologie. Signaturen des Medialen, München 2012, S. 227–236.

27 Zur Bedeutung von Technologie-Design und Altern vgl. Manchester, Helen; Jarke, Julianne: Considering the Role of Material Gerontology in Reimagining Technology Design for Ageing Populations. In: IJAL 15/2 (2022), S. 181–213.

als «empowered about themselves and their connection with the world outside their confining domestic spheres.»²⁸

Der Film *Papa Weifeng* demonstriert eine ähnliche Emphase für digitale Selbstermächtigung und gewährt zugleich einen flüchtigen Einblick in die Medien-nutzungsscham und die Nicht-Selbstverständlichkeit digitaler Autonomie von älteren Menschen in China. Sichtbar wird dies etwa anhand eines filmischen Eingangsstements des Regisseurs Wei Feng. Die Aufnahme scheint einer Situation zu entstammen, in welcher der Filmemacher seine jüngeren Kommiliton*innen der Queer University als Gegenüber adressiert: «I've met a lot of gay and lesbian people and work on recording and writing down their stories. When it comes to filmmaking, I regret that ... I feel a lot of pressure. You're all young people in this era of information, but I don't really get this stuff. If my child hadn't come out, I would have remained ignorant about computers and social media.»²⁹ Bald darauf folgt eine Aufnahme, die den stolzen Filmemacher Wei Feng beim Erhalt seines Abschlusszertifikats der Ausbildung für Filmregie, -schnitt und -produktion (Abb. 1) dokumentiert: «In our LGBT community, there are a lot of sad stories, like suicides and other things, and they truly move me. Now, after this training course ... I like traveling. In the past, I always used the written word to express my messages, but there are limits to its influence. What I learned here will help me in my welfare work. I want to shoot influential things, and master the skills to broaden the impact they have.»³⁰ Durch die filmische Integration seiner Selbstthematisierung der digitalen Medienausbildung, die eine Voraussetzung für die Entstehung des Dokumentarfilms war, macht der Regisseur Wei Feng die Möglichkeitsbedingungen seiner künstlerisch-aktivistischen Arbeit auch innerhalb dieser Arbeit transparent und generiert unter anderem Aussagen über seine verschränkte Subjektivierung als Mitglied der chinesischen LGBTIQ+-Community, als Aktivist, als Medienakteur und als ältere Person. Diese anfänglichen Szenen erfüllen damit auch die Funktion einer für den Filmemacher offenkundig besonders relevanten Kontextualisierung des Films – also auch der darauffolgenden Gespräche, Interviews und des Digital Storytellings. Dass es sich um eine Aneignung digitaler Dokumentations-, Postproduktions- und Distributionstechniken von aktivistischen Narrativen durch ältere Personen handelt, ist keine sekundäre Eigenschaft des Films, sondern dessen roter Faden. Wie ich in der anschließenden Analyse vertiefen werde, zeichnet sich hier auch sichtlich eine ambivalente Gleichzeitigkeit von gesellschaftskritischen Ansprüchen und (vielleicht unabsichtlich) reproduzierten, normativen Affirmationen ab. Der digitale Aktivismus älterer Menschen wird einerseits als Ermächtigung angerufen, während sein ehemaliges (oder im Fall anderer älterer Menschen immer noch potenzielles) Ausbleiben andererseits demütig als selbstverantwortliche Unkenntnis und Ignoranz gegenüber den Möglichkeiten neuer Medien aufgefasst bleibt. Anstatt solche Ambivalenzen von subversivem Aktivismus

28 Chong, Gladys Pak Lei: Infrastructure at Home: Technology, Intimacy, and Ageing in China. In: Global Media and China 8/3 (2023), S. 343–361, hier S. 357.

29 Papa Weifeng (Anm. 2), 01:32–02:01.

30 Ebd., 03:28–04:13.

mus und affirmativer Aufrechterhaltung sozialer Differenz aber als unzureichend kritisch zu bewerten, möchte ich im Weiteren queeren und dekolonialen theoretischen Positionen folgen, die gerade diese widerstrebenden Gleichzeitigkeiten als interessante diskursive Reibungsflächen perspektivieren.

Queere und dekoloniale Verhandlungen des «Grandpa Age»

In einer Sequenz des Films trifft sich der Regisseur Wei Feng mit acht in Chongqing lebenden älteren Personen (Abb. 2). Während die vorangehenden Zusammenkünfte in einer Privatwohnung und in einem Karaoke-Separee gefilmt wurden, reklamiert diese Begegnung bereits durch die Wahl ihres Schauplatzes öffentliche Relevanz und streicht sie durch eine zusätzliche inszenatorische Komponente hervor: Ein in einem Park gelegener Pavillon fungiert nun als öffentlicher Versammlungsort der Beteiligten, die diesen ostentativ zu einem aktivistischen Raum umfunktionieren, indem sie nicht nur kleinere Regenbogenfahnen schwingen, sondern auch ein grosses Regenbogenbanner am Ast eines Baumes befestigen. Ein Thema, das die Teilnehmer*innen des Gesprächs an diesem Ort wiederkehrend aufgreifen und problematisieren, ist die in China besonders ausgeprägte normative Erwartungshaltung, dass die Familienlinie durch biologische Reproduktion in heterosexuellen Ehen fortzuführen sei.

Wen-Hsiang Su legt diesbezüglich dar, dass die heutige kulturelle Ablehnung von Queerness in China durch Prozesse der Verwestlichung und durch die Einflüsse des Christentums Form angenommen hat. Queerfeindlichkeit ist seither eng an die Sorge um den Erhalt der Familienlinie gekoppelt, was sich wiederum mit der «Puritan doctrine of valuing the core of a family» zusammenschliesse. Laut Su gelte für China generell: «[P]eople do not deny the presence of homosexuality, but they have questioned the homosexual procreation ability in Chinese culture since the westernization. [...] Gradually, homosexuality has been misplaced as a deviation from the dominant culture.»³¹ Diametral zu diesem im europäischen Imperialismus verankerten Narrativ solidarisieren sich die Protagonist*innen des Films *Papa Weifeng* mit ihren jüngeren Angehörigen des LGBTIQ+-Spektrums, hinterfragen die Ideologie des Erhalts der Familienlinie und weisen sie teilweise auch offen zurück. Dies erfolgt mit unterschiedlichen Argumentationssträngen, die als feministische und queere, aber auch als neoliberal-individualistische identifizierbar sind, also auch konfliktieren können und weder durch die Gesprächsteilnehmer*innen noch durch den filmischen Schnitt harmonisiert werden. Sie überschneiden sich jedoch im Ausmass ihrer Kritik am Reproduktionsnarrativ, dem sie mit fundamentaler Befremdung begegnen und dessen Dekonstruktion sie den Rezipient*innen des Films mit Nachdruck weiterempfehlen wollen.

31 Su, Wenhsiang: The Power of Bromance in BL Fiction: A Homosexual Narrative in Chia Jidan's Addicted. In: Advances in Social Sciences Research Journal 6/7 (2019), S. 505–571, hier S. 507.

Anhand der Positionen von Mama Congrong, die sich für Toleranz gegenüber ihrer lesbischen Tochter engagiert, wird dies besonders evident. Congrong erinnert sich in diesem Zusammenhang an die Haltung, die sie nach dem Outing ihrer Tochter und im Anschluss an eine Internetrecherche zu Queerness eingenommen hat: «Online, I saw a lot of parents in turmoil, focusing on this family line [issue (Anm. SS)]. I'm like, is that necessary? Why do you have children? Lots of older people like us want grandkids because others have them. They're like: «I'm at the grandpa age. Others have a grandson, so I should have one, too.» What responsibility will he take for the grandson? Is it his or his son's wish to have a kid? He might not even know why he wants a grandson.»³² Vor dem Hintergrund des bunten Banners, das ästhetisch unter anderem mit aktivistischem Auftreten und der Einforderung der Akzeptanz von Diversität konnotiert ist, bricht Congrong hier eine Lanze für die Denaturalisierung des «Grandpa Age». Das kulturelle Diktat der Fortführung einer Familienlinie, das den obigen Ausführungen von Su zufolge ein Erbe imperialer Wertvorstellungen ist und im Umkehrschluss Queerfeindlichkeit zementiert, wird im Film als etwas freigelegt, das ferner massive Auswirkungen auf Vorstellungen vom guten Altern hat. Für Congrong ist klar: «If you want kids, you have to ensure that it's not because you want them to take care of you when you're old. That's too selfish. Having kids, you enjoy the happiness that comes with it, and when they're grown up, you need to let go.»³³ Durch solche und weitere Erzählungen relationiert der Film Fragen des Alterns mit queer-theoretischen Positionen aber auch mit globalen Perspektiven, etwa wenn Congrong – weiterhin ein fiktives Du adressierend – ironisch anhängt: «Besides, are your genes so excellent that you need to pass them on? There are too many people in the world, and many are more outstanding than you.»³⁴ In ihrer Kritik der Idealisierung von Reproduktion zugunsten eines gelingenden «Grandpa Age» nimmt die Aktivistin hier auch unterkomplex Bezug auf Diskurse über das globale Bevölkerungswachstum, die ihrerseits in ein grösseres Dispositiv postkolonialer, unter anderem ungleich verteilter ökonomischer Ressourcen verwickelt sind. Die Montage des Films begünstigt wiederum solche Aspekte des relationalen Rezipierens und Denkens in grösseren und komplizierten Zusammenhängen, indem sie das Partikulare auch motivisch im Universellen situiert: So wie szenische Ansichten von häuslichen Zusammenkünften mit zwischengeschnittenen Aufnahmen der Skyline der in globale Wirtschaftsströme eingeflochtenen Megacity Chongqing alterniert werden, verwehrt sich auch die Verhandlung von Queerness und Altern einer als schlicht privates Problem aufgefassten Exklusivität. Ästhetische und dialogische Verweise auf grössere Zusammenhänge ergänzen sich, ohne vorgefertigte, bereits ausdeklinierte Deutungen und Einordnungen aufzudrängen. Dadurch und durch die teils in ihrer Unterkomplexität zugelassenen Argumente der Sprecher*innen scheint dem Film durchgängig eine Philosophie des Eröffnens von möglichen Fragen zugrunde

32 Papa Weifeng (Anm. 2), 22:22–22:54.

33 Ebd., 23:10–23:29.

34 Ebd., 22:54–23:06.

zu liegen, die Rezipient*innen dazu einladen, sich auch selbstständig für die Vielzahl von Zusammenhängen zu interessieren, die an diese Fragen geknüpft sind.

Es sind insbesondere narrativ eingeführte Perspektivverschiebungen, die hier das konstante Eröffnen von Fragen einleiten. In einem energischen Gruppengespräch schlägt der Regisseur Wei Feng etwa eine Sicht auf das Altern vor, welche Toleranz für LGBTQIA+-Angehörige als Voraussetzung für das eigene gute Altern in Stellung bringt: «We're all 50, 60 years old, and we hope our children's issue doesn't encumber our happy old age. We need to be healthy, sunny. We promote a sunny and healthy life for our children, so we need to be healthy as well.» Mama Lanxin ergänzt nun: «If our children are happy, we are happy.» Daraufhin schlussfolgert Wei Feng: «If they're unhappy, our days will be gloomy.»³⁵ Anstatt das Altern als «Grandpa Age» zu imaginieren, dessen Konzeption auch die Kategorie «Glück» von der Fortführung der Familienlinie abhängig macht, wird Gesundheit und Glück im Alter untrennbar mit Sorge für Angehörige des LGBTQIA+-Spektrums – und Solidarität mit ihnen – und deren Gesundheit und Glück verbunden.

Dieser Entwurf ist an Sarah Ahmeds Theorem von queeren Happy Futures anschlussfähig, welche das Becoming Queer in konstitutiver Nähe von hinterfragenden Zugängen zu sexueller Reproduktion sowie als Praxis des Becoming Caring versteht.³⁶ Eine Auswahl anderer, aber vergleichbarer Positionen der feministischen Queer-Crip-Theory beziehen Linn Sandberg und Barbara Marshall auf Queering Aging Futures – eine gegenhegemoniale Auffassung vom glücklichen Altern, die sich in einer «critique of how heteronormativity continuously shapes dominant conceptions of «successful aging»»³⁷ äussere. Die Anrufung eines Queen rings von Zukünftigkeiten des Alterns, die, wie gezeigt, auch den Film *Papa Weifeng* auszeichnet, stünde den Autorinnen zufolge für den Anspruch, «to challenge the dividing practices that consign some aging bodies and identities to unhappy or non-existent futures.»³⁸ Der Film macht wiederholt deutlich, dass neben Personen des LGBTQIA+-Spektrums unterschiedlichen Alters auch deren Angehörige häufig in eine cis/heterosexistische Matrix eingelassen sind, die ihre Lebensrealität, Subjektivierung und im Film erfolgende Selbstbezeichnung als Allies stets mit Scheitern, Unglück und tatsächlich auch mit Queerness in Verbindung bringt. Damit machen sich die Aktivist*innen nicht nur als Kritiker*innen der Veränderung (*othering*) bestimmter Identitäten vorstellig, sondern erfahren sich auch selbst als Betroffene queerfeindlicher Altersbilder, also als Subjekte, die ihrerseits verändert werden. Durch das performative Queering von Aging Futures und die Zurückweisung der heteronormativen und kolonial geprägten Notion des «Grandpa Age» bringt der Film die Mechanismen dieser Diskriminierungsformen aus der Ruhe.

35 Ebd., 07:03–07:24.

36 Vgl. Ahmed, Sara: Happy Futures, Perhaps. In: E. L. McCallum; Mikko Tuhkanen (Hg.): Queer Times, Queer Becomings. Albany, NY 2011, S. 159–182.

37 Sandberg; Marshall: Queering (Anm. 9), hier S. 2.

38 Ebd., S. 8.

Queer Postsocialist Coloniality: Rainbow-Parents feiern den Valentinstag

Eine differenzierte Analyse der medienaktivistischen Kritik des Otherings von Queerness und Alter(n) in/von China kommt nicht umhin, die besondere Situation chinesisch-postsozialistischer Subjektivität als weitere Adresse von *othering* zu bestimmen. Wie die bestechende kulturtheoretische Arbeit von Shana Ye eindringlich verdeutlicht, ist China «an afterthought in both postcolonial and postsocialist theorisation as postcolonialism continues to be associated with the Third World and postsocialism with the Second. This «non-place» of China itself is a result of intertwined colonial knowledge that organises the world along the British, US, and Soviet empires and metageographic mapping of the «three-worlds»»³⁹ Ye betrachtet speziell Queerness im Kontext Chinas als ein aufschlussreiches Netz von Machtverhältnissen, das es ermögliche, sowohl bio- wie auch geopolitische Dispositive des Globalen Nordens und Südens kritisch zu beleuchten. Dazu argumentiert sie, dass die westliche Konzeption von Queer Theory im Sinne einer Fluidität und Anti-Normativität bejahenden Theorie sich für die chinesische Gesellschaft (auch unter dem Vorzeichen neoliberaler Entwicklungen) als sehr implementierbar erwiesen hat und breit ausdifferenziert ist. Der blinde Fleck *weißer* Identitätspolitik des Globalen Nordens werde jedoch am Beispiel Chinas besonders gut sichtbar: «[A]s the liberal and democratic discourse of queer politics predominantly frames queer precarity in terms of «unfreedom under communism», rather than economic inequality and violence, the blanket anti-communist rhetoric displaces queer inequality as a result of global coloniality and its uneven division of labour onto the orientalist construction of China as the ahistorical «other»»⁴⁰ Ye votiert im Gegenzug dafür, Queerness mit Blick auf China von den Rändern her zu denken. Ganz im Sinne postkolonialer Theoriebildung geht es ihr darum, Queerness nicht als ultimative Transgression zu begreifen, sondern als komplizierte, vielschichtige und potenziell auch widersprüchliche Disposition, die eben nicht den Dichotomien von Unterdrückung vs. Widerstand oder neoliberaler Homonormativität vs. radikal queerer Anti-Normativität das Wort redet, da diese ihrerseits eurozentristisch geprägt sind. In dieser Hinsicht ist Yes Gedanke an Jasbir Puar's antirassistische Ausrichtung von Queer Theory anschlussfähig⁴¹ sowie an Robert McRuer's queer-crip-theoretische Überlegungen zu queeren Subjektivitäten, die sich «In Homonormativity but Not of Homonormativity»⁴² konstituieren. Yes Perspektive kann auch an Hongwei Baos umfassende Forschung zu LGBTIQ+ - Filmkulturen Festlandchinas anknüpfen,⁴³ die Mai Corlin zufolge vorschlägt, «that Western queer theory is queered when

39 Ye: *Queering* (Anm. 8), hier S. 55.

40 Ebd., S. 54.

41 Vgl. Puar, Jasbir K.: *Queere Zeiten, terroristische Assemblagen*. In: Gabriele Dietze (Hg.): *Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht*, Bielefeld 2010, S. 271–294.

42 McRuer, Robert: *Any Day Now. Queerness, Disability, and the Trouble with Homonormativity*. In: Elizabeth Ellcessor; Bill Kirkpatrick (Hg.): *Disability Media Studies*. New York 2017, S. 272–291, hier S. 278.

43 Vgl. Bao, *Queer Comrades* (Anm. 3).

it arrives in China, meaning that it is absorbed and altered by local political and cultural contexts upon arrival.»⁴⁴ Mit Ausnahmen wie der feministischen «veteran queer activist»⁴⁵ He Xiaopei fokussiert Bao allerdings überwiegend auf die Aktivitäten einer jüngeren Generation von Medienakteur*innen. Wenn Bao zudem progressive Entwicklungen in China mit der rhetorischen Setzung «From «Celluloid Comrades» to «Digital Video Activism»»⁴⁶ teleologisch typisiert, reproduziert er damit eine medien- und altershierarchische Binarität, die alte Medien (Celluloid) mit einer älteren Generation und neue digitale Medien mit einer jüngeren verrechnet. Beispiele wie diese veranschaulichen meines Erachtens, dass das Altern innerhalb queerer Theorie auf ähnliche Weise einem Nicht-Ort zugewiesen ist und maximal als Nachgedanke auftritt, wie Ye zufolge ostasiatisch-postsozialistische Dispositionen innerhalb Postkolonialer Theorie.

Der Film *Papa Weifeng* präsentiert sich hingegen als eine mediale Praxis, die diskursiven Unterordnungen und Nachreichungen zuwiderläuft und einzigartige, autonome Positionen im Geflecht von Medien, Queerness, Altern und Postkolonialität artikuliert. Besonders deutlich wird dies auch in der häuslichen Zusammenkunft der sich Rainbow-Parents nennenden älteren Aktivist*innen am Valentinstag. In dieser Szene erfolgt eine performative Aneignung dieses Festtags und dessen Genealogie im westlichen, Monogamie-normativen und heteronormativen Kapitalismus. Eingangs äussert Wei Feng: «I didn't know today is Valentine's Day. It's such a trendy thing, we traditional, conservative people don't know about it. [...] It's a lucky coincidence, which makes me even happier to be here.»⁴⁷ Die Gruppe von Eltern bricht dabei immer wieder in Lachen aus; sie flirten gekünstelt und ironisierend miteinander und müssen darüber noch mehr lachen. Spielerisch karikieren sie somit die Funktion des Valentinstags als Brauch, der monogame Paarbeziehungen und eine sie betreffende Romantik heiligt. Unvermittelt schneidet der Filmemacher zuzüglich wiederholt Auszüge aus seinem Digital Storytelling über oppressive Sexualitätsdiskurse in seiner Jugend dazwischen. Damit verleiht er dem Gespräch über den westlichen Feiertag der Liebe, der für jüngere Generationen in China zunehmend Bedeutung erhält, eine filmische Kommentarstruktur und lädt dazu ein, normative Vorstellungen von Begehren aufzudröseln – interessanterweise aus einer Perspektive heraus formuliert, die als diejenige älterer, traditioneller, konservativer Personen markiert ist. Ältersein wird so als etwas in Stellung gebracht, das einen Blickwinkel queerer, postsozialistischer Befremdung gegenüber dem Valentinstagskult inspiriert. Wenn Mama Xiaoli sagt: «This is my first Valentine celebration as well»,⁴⁸ klingt jedoch auch an, dass es sich nicht um eine solche queere Strategie handelt, die sich über eine fundamentaloppositionelle Haltung auszeichnet. Der Valentinstag wird hier tatsächlich gefeiert, aber anders. Der Regisseur Wei

44 Corlin, Mai: A Methodology of Friendship. In: Journal of Homosexuality 67/14 (2020), S. 2075–2078, hier S. 2075.

45 Bao, Celluloid (Anm. 7), S. 91.

46 Ebd.

47 Papa Weifeng (Anm. 2), 07:39–08:09.

48 Ebd., 10:24.

Feng hebt dies besonders hervor: «Our Valentine isn't the common, parochial Valentine. In the end, our Valentine is born from a profound and wide-ranging love. A far-reaching love. Born from enthusiasm.»⁴⁹ Damit wird neuerlich eine Denkweise bemüht, die von der Solidarität mit ihren diskriminierten Angehörigen beseelt ist. Ihr Zugriff auf das Modell einer Zelebration des Valentinstags besteht insofern konkret in der Wendung seiner Funktion zugunsten intergenerationaler Bündnisse im postsozialistischen China.

Schlussbetrachtungen

Wie nachvollzogen werden konnte, operiert der auf der Plattform *Queer Comrades* online distribuierte und uneingeschränkt rezipierbare Kurzdokumentarfilm *Papa Weifeng* zugleich als Repräsentation und als Praxis des LGBTIQ+-Medienaktivismus älterer Personen in der Volksrepublik China. Im Unterschied zu vergleichbaren dokumentarischen Projekten im Dunstkreis von Queer University und PFLAG China stehen ältere Angehörige von geouteten Personen hier nicht nur vor, sondern auch hinter der Kamera. Durch eine Methodologie vermischter Erzählungen und Ästhetiken generiert der Film epistemologische Herausforderungen für seine Rezipient*innen, die insbesondere im verschränkten Strapazieren der Wissensgegenstände Alter(n), Queerness, Medienhandeln und postsozialistische Kolonialität bestehen. Damit navigiert der experimentelle Film durch Fragen des guten Alterns, des digitalen Ageismus, der medialen Teilhabe, des Diktats der Fortführung der Familienlinie, des LGBTIQ+-Aktivismus sowie der globalen Situierung und historischen Emergenz zeitgenössischer postsozialistischer Subjektivierung, wofür nicht zuletzt die ebenso humorvolle wie scharfsinnige Dekonstruktion und Umfunktionierung des Valentinstags betrieben wird.

Chronologisches Erzählen unterwandernd kehrt die Dokumentation ganz am Ende noch einmal an den Drehtag am Valentinstag zurück. Die letzte Sequenz besteht damit aus Filmmaterial von der Zelebration des Festtags der idealisierten Liebeseinheit, angeeignet durch jene Gruppe älterer chinesischer LGBTIQ+-Aktivist*innen in einem Wohnzimmer in Chongqing. Sie tanzen miteinander und schäkern lautstark. Es ist die Mediatisierung eines konvivialen Ereignisses, das Widersprüchliches aushält: Die Personen vertreten im Laufe des Films unterschiedliche politische Forderungen. Auf der einen Seite wird für die Einführung der Homoehe votiert. Auf der anderen Seite wird die totale Abschaffung der Ehe eingefordert – sie wird dahingehend kritisiert, dass sie das einzige und ein limitiertes Konzept von ökonomisch legitimierten und staatlich wie gesellschaftlich geförderten Beziehungen in Form heterosexueller Paarbeziehungen darstellt. Mit der tanzenden Zusammenkunft von Menschen mit Perspektiven, die sich in ihren kritischen Reflexionen des «Grandpa Age» und dessen queerfeindlichen, imperialen Imprägnierungen treffen, endet der Film *Papa Weifeng* und zeigt noch einmal

49 Ebd., 10:29–10:44.

jene ephemere Versammlung von älteren Aktivist*innen, deren erklärtes Ziel es ist, sich durch ihre Partizipation an diesem Film in die digitale Öffentlichkeit einzuschreiben.

Die Perspektiven älterer Migrant:innen sichtbar machen

Eine intersektionale Ethik-Analyse im Lichte alternswissenschaftlicher Diskurszusammenhänge

ANNA-CHRISTINA KAINRADL

Abstract

Das Leben älterer Migrant:innen wird in vielfacher Weise von intersektionalen Ungerechtigkeitsdynamiken geprägt. Um diese zu bearbeiten, ist das verstärkte Einbeziehen der Perspektive von Menschen mit Migrationsbiografien in wissenschaftlicher Forschung sowie in Gestaltung gesellschaftlicher Unterstützungsstrukturen von zentraler Bedeutung. In meinem Beitrag diskutiere ich Erkenntnisse einer intersektionalen Ethik-Analyse von Care-Narrativen älterer Migrant:innen und Expert:innen aus dem Bereich des Gesundheitswesens und Projektmanagements. Unter Bezugnahme auf alternswissenschaftliche Einsichten wird untersucht, inwiefern das Analysekonzept der Intersektionalität angewandt auf die Narrative älterer Migrant:innen einen Erkenntnisgewinn ermöglicht. Die dabei entstehende Möglichkeit, Akzentsetzungen in den Narrativen der älteren Migrant:innen in Bezug auf die Zuschreibung von Alter, auf die Positionierung in intergenerationellen Beziehungen, aber auch auf den Umgang mit Gesundheitsinformationen und das Verhalten gegenüber dem Gesundheitssystem genauer darstellen zu können, wird in ihrer kritischen Funktion betrachtet. In der Darstellung und Bewertung der Potenziale des Konzepts der Intersektionalität werden auch Erweiterungspotenziale bezüglich postkolonialer Perspektiven erprobt und damit eine Weiterentwicklung des Konzepts der Intersektionalität aufgezeigt.

Keywords: migration, age, intersectionality, ethics, ageing studies

Migration, Alter, Intersektionalität, Ethik, Alternswissenschaften

Die Perspektive älterer Migrant:innen: eine Einleitung

Die Lebensweisen älterer Menschen mit Migrationsbiografie sind sehr heterogen und vielfältig, werden jedoch oftmals von verminderten Gesundheitschancen und Teilhabemöglichkeiten¹ geprägt. Bisherige alters- und gesund-

1 Kobayashi, Karen; Khan, Mushira Mohsin: Precarity, migration and ageing. In: Amanda Grenier u. a. (Hg.): Precarity and ageing. Understanding insecurity and risk in later life. Bristol 2020, S. 115–146.

heitswissenschaftliche wie auch ethische Diskurse fokussieren vorwiegend auf die Bearbeitung der diesem Umstand zugrundeliegenden Zugangs- und Wirksamkeitsbarrieren, wie Torres (2020) aufzeigt.² Oftmals dominiert dabei die Angehörigen- und Professionellenperspektive;³ in Hinblick auf die älteren Migrant:innen wird ein defizitäres Bild gezeichnet.⁴

In diesem Beitrag⁵ wird die Aufmerksamkeit auf Umgangsweisen der älteren Migrant:innen selbst sowie von Expert:innen im Gesundheitswesen und Projektmanagement mit (Ungleichheits-)Erfahrungen im Gesundheitssystem gelegt. Indem die qualitativen Interviews zu diesen Umgangsweisen mit einer intersektionalen Ethik-Analyse untersucht werden, können unterschiedliche Akzentsetzungen zwischen den beiden Interview-Gruppen nachgewiesen werden. Die inhaltsanalytisch gewonnenen Bewertungen und Zuschreibungen werden im Rahmen der intersektionalen Ethik-Analyse in der Tradition der kritischen Alternswissenschaften gedeutet. Dabei werden – aufbauend auf eine inhaltsanalytische Interpretation, die Erkenntnisse intersektionaler Theorien aufnimmt und einen besonderen Fokus auf intersektionale Dynamiken legt –, Narrative zu Alter, Migration und Gesundheit auf ihre normativen Implikationen und ethischen Argumentationsstrukturen hin untersucht.

In der Interpretation der Charakterisierungen sowie Positionierungen zu Alter, intergenerationellen Beziehungen, medizinischem Wissen und Zugangsbarrieren im Gesundheitswesen wird in diesem Beitrag der Versuch unternommen, die intersektionale Analyse um «postkoloniale Perspektiven»⁶ zu erweitern. Indem postkoloniale Konzeptionen als zusätzliche Analysebrille erprobt werden, gelingt es, die in den Narrativen der älteren Migrant:innen herausgearbeiteten Bedeutungszuschreibungen zu intergenerationellen Beziehungen sowie deren implizite Kritik an abwertenden und ausschliessenden Wissens- und Verhaltenshegemonien deutlicher sichtbar zu machen und damit die «Deskription einer Herrschaftsstrategie»⁷ zu kritisieren. Eine postkoloniale Linse ermöglicht so, wenn auch mit Blick auf Alter(n) eingeschränkt,⁸ vertiefte Einsichten in Bezug auf die Perspektive älterer Migrant:innen in Gesundheitsfragen.

2 Torres, Sandra: Ethnicity and old age: Expanding our imagination. Ageing in a global context. Bristol 2020; eine erste Ausnahme bildet dabei: Akbulut, Nurcan; Razum, Oliver (2022): Why Othering should be considered in research on health inequalities: Theoretical perspectives and research needs. In: SSM - population health 20, S. 1–7.

3 Tezcan-Güntekin, Hürrem: Diversität und Pflege. Zur Notwendigkeit einer intersektionalen Perspektive in der Pflege. In: Aus Politik und Zeitgeschichte – Pflege (2020), S. 258.

4 Bartig, Susanne: Alter(n) und Migration in Deutschland. Ein Überblick zum Forschungsstand zur Lebenssituation älterer Menschen mit Migrationsgeschichte in Deutschland. DeZIM Research Notes 9 (2022), S. 2.

5 Die Interviewdaten und Teile der Analyse basieren auf der Dissertation von Anna-Christina Kainradl. Kainradl, Anna-Christina: Intersektionale Diskriminierung von älteren Migrant:innen im österreichischen Gesundheitswesen – eine ethische Analyse von Gerechtigkeitsdimensionen, Unveröffentl. Hochschulschrift, Universität Graz 2024.

6 Do Mar Castro Varela, Maria: Postkolonialität. In: Paul Mecheril (Hg.): Handbuch Migrationspädagogik. Weinheim 2016, S. 153.

7 Do Mar Castro Varela, Postkolonialität (Anm. 6), S. 152.

8 Kunow, Rüdiger: Postcolonial theory and old age: An explorative essay. In: Journal of aging studies 39

Eine intersektionale Ethik-Analyse älterer Migrant:innen und Expert:innen im Spannungsfeld von Alter(n) und Migration: methodische Erläuterungen

Für die intersektionale Ethik-Analyse wurde die Bevölkerungsgruppe der älteren Menschen ausgewählt, die aus Ländern der Arbeitsmigration der 1970er-Jahre⁹ und damit aus Ländern Südosteuropas migriert sind und in Österreich leben. Diese Bevölkerungsgruppe ist unter den älteren Menschen mit Migrationsgeschichte die grösste Gruppe in Österreich.¹⁰ Für eine Analyse aus einer intersektionalen Perspektive ist diese Gruppe sehr passend, treffen auf sie doch gleichzeitig mehrere – auch in der Kategoriendebatte der Intersektionalitätsforschung unumstrittene – intersektional relevante Merkmale wie Migration und *class* zu.¹¹ Zudem verfügen die meisten Angehörigen dieser Gruppe aufgrund ihrer langjährigen Arbeitstätigkeit in Österreich über den im allgemeinen Versicherungsschutz von Arbeitnehmer:innen gewährleisteten Zugang zum Gesundheitswesen. Aufgrund dieses versicherungsmässig garantierten Zugangs war es möglich, die Erfahrungen innerhalb des Gesundheitssystems zu erfragen und darin potenzielle weitere Zugangs- und Wirksamkeitsbarrieren zu erforschen.

Für die Auswahl der älteren Migrant:innen wurde das chronologische Mindestalter von 60 Jahren bestimmt, das sowohl die Definitionen der WHO als auch die lebensweltliche Erfahrung der nachberuflichen Lebensphase mit den damit einhergehenden individuellen und gesellschaftlichen Zuschreibungen¹² aufnimmt. Als Interviewpartner:innen konnten fünf Migrant:innen mittels Schneeballverfahren gewonnen werden, die sich in Hinblick auf das von ihnen selbst genannte Ursprungsland der Migration, ihre Sprachkompetenz, aber auch ihre Wohnsituation unterscheiden. Komplementär zur Gruppe der älteren Migrant:innen wurden sieben Expert:innen aus dem Bereich der Projektarbeit mit Migrant:innen und aus dem Gesundheitswesen zu ihren Erfahrungen mit der Gruppe älterer Migrant:innen im Gesundheitssystem interviewt. In einer auswertenden Analyse, die gemäss Kuckartz gestaltet wurde,¹³ wurden die Interviews der Expert:innen auf diejenigen der älteren Migrant:innen bezogen – ein Vorgang, der es ermöglichte, Spannungsfelder und spezifische Akzentsetzungen herauszuarbeiten.

In den Interviews wurden zunächst themenanalytisch die zentralen Themen der Interviews aufgearbeitet und miteinander verglichen. Im Rahmen der weite-

(2016), S. 105.

9 Reinprecht, Christoph u. a.: Einfluss der Migration auf Leistungserbringung und Inanspruchnahme von Pflege- und Betreuungsleistungen in Wien (Wiener Sozialpolitische Schriften Band 9), S. 29.

10 Reinprecht, Einfluss der Migration (Anm. 9), S. 30.

11 Yuval-Davis, Nira: Jenseits der Dichotomie von Anerkennung und Umverteilung: Intersektionalität und soziale Schichtung. In: Helma Lutz, María Teresa Herrera Vivar und Linda Supik (Hg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden 2010 (Geschlecht & Gesellschaft, 47), S. 191.

12 Wurm, Susanne; Huxhold, Oliver: Individuelle Altersbilder. In: Andreas Motel-Klingebiel u. a. (Hg.): Altern im Wandel. Befunde des deutschen Alterssurveys (DEAS). Stuttgart 2010, S. 260.

13 Kuckartz, Udo: Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. 4. Aufl. Weinheim 2018.

ren Analyse wurden die aus der thematischen Analyse sowie dem Intersektionalitätsdiskurs gewonnenen deduktiven Kategorien Alter, Migration und Gesundheit durch induktiv erschlossene Subkategorien ergänzt. Daraufhin wurden in einer intersektionalen Perspektive die Wechselwirkungen zwischen Alter(n) und anderen Differenzkategorien inhaltsanalytisch herausgearbeitet und aufeinander bezogen. Durch die Analyse der Wechselwirkungen konnten auch die dabei stattfindenden Verhandlungen von Werten und normativen Implikationen differenzierter und auf mögliche Hinweise einer Repräsentations- und Strukturebene¹⁴ hin untersucht werden.

Im Herausarbeiten intersektionaler Dynamiken wurde die Nützlichkeit des Konzepts der Intersektionalität im Prozess der Anbahnung der Interviews, im Interviewprozess selbst sowie auch in der Analyse der Interviews sichtbar. Insbesondere in der Zuschreibung von Alter, in der Positionierung in intergenerationellen Beziehungen, aber auch im Umgang mit Gesundheitsinformationen und im Verhalten gegenüber dem Gesundheitssystem konnten durch diese intersektionale Linse Akzentsetzungen der älteren Migrant:innen kontrastierend mit denjenigen der Expert:innen deutlich gemacht werden. In einer weiterführenden Diskussion konnten im Rahmen dieses Beitrags auch mögliche Erweiterungen aus einer postkolonialen Perspektive skizziert werden. Indem dabei zentrale Konzepte des postkolonialen Diskurses auf die Erkenntnisse der intersektionalen Ethik-Analyse angewandt wurden, konnten die Akzentsetzungen der älteren Migrant:innen noch geschärft sichtbar und für die weitere Forschung in ihrem kritisch Potential nutzbar gemacht werden.

Ambivalenzen im Thematisieren des Ungleichheits- und Differenzfaktors Alter

Sowohl im Benennen des chronologischen Alters als auch in dessen Bewertung lassen sich in den Expert:innen-Interviews und den Interviews mit älteren Migrant:innen unterschiedliche Schwerpunktsetzungen finden. Wenn in den Narrativen der älteren Migrant:innen auf das chronologische Alter Bezug genommen wird, dann nur, um die eigene, positiv bewertete Leistungsfähigkeit zu thematisieren oder um über die (Unterstützungs-)Bedürfnisse anderer älterer Personen zu berichten. So führt etwa Frau K. aus: «Viele Leute für alle Kleinigkeiten brauchen Hilfe. Und so glaube ich nach 60 Jahren oder nach 64 oder inzwischen 75 Jahre. Die Leute brauchen Kontakt und brauchen Unterstützung».¹⁵ Damit knüpfen die Selbstdarstellungen und die Alterszuschreibungen der älteren Migrant:innen an Erkenntnisse an, die sich in der alternswissenschaftlichen Forschung zum «Alterslosen Erwachsenen-Ich»¹⁶ als Vermeiden von Alterszuschreibungen in der Selbstdarstellung finden. Dieses Konzept wird ergänzt durch die Einsicht, dass hohes Alter le-

14 Winker, Gabriele; Degele, Nina: Intersektionalität. Bielefeld 2009.

15 Migrant:innen-Interview 5, Position 8.

16 Van Dyk, Silke: Soziologie des Alters. 2. Aufl. Bielefeld/Stuttgart 2020, S. 133; Kaufman, Sharon R.:

diglich anderen zugeschrieben wird – wobei der Übergang zum hohen Alter hin «als Bruch»¹⁷ charakterisiert wird. Ersteres Konzept kann die Selbstdarstellung und Beschreibungen des eigenen Leben erfassen, während mit zweiterem in Vorgängen des Otherings die Gruppe der Alten konstruiert wird.¹⁸ Denn erst mit «Krankheit, Pflegebedürftigkeit und Verlust der selbstbestimmten Lebensführung»¹⁹ kommt es zum Übergang ins «wirkliche Alter» und damit zu einer Gruppe von Personen, der sich allerdings nach der Altersforscherin Graefe und ihren Mitautor:innen selbst hochaltrige Menschen selten zugehörig fühlen, «solange Gestaltbarkeit – in welch begrenztem Rahmen auch immer – noch gegeben ist».²⁰

Während die älteren Migrant:innen Äusserungen zum eigenen chronologischen Altern eher vermieden, trat bei den Expert:innen bereits zu Beginn des Interviews die Frage nach der Zuweisung des chronologischen Alters auf, die dann auch in Vergleichen zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen diskutiert wurde. So lautete eine übliche Frage der Expert:innen etwa: «Und von welchem Alter sprechen Sie bei Älteren?»²¹ Im Besprechen der Konsequenzen von Altern und Migration in den Expert:innen-Interviews wurde Alter grösstenteils als Kumulationsfaktor von Ungleichheit gesehen. Dies galt besonders für beschriebene Gesundheitsprobleme der älteren Migrant:innen. Wenn auch verbunden mit höherem Alter wurden die Gesundheitsprobleme nicht einzig auf den Alterungsprozess, sondern vielmehr auf das Ineinanderwirken desselben und struktureller Faktoren, also auf die Lebens- und Arbeitsbedingungen sowie Diskriminierungserfahrungen aufgrund des Migrationshintergrunds, zurückgeführt. Als Begründung wurde aus der Perspektive des ganzen Lebenslaufs die Migrationserfahrung sowie die daraus folgende soziale «Unterschichtung»²² als bedeutender Ungleichheitsfaktor vermutet. Das Alter wurde in seiner prozessualen Dimension und unter dem Blickpunkt der Gesundheit wahrgenommen. Die Beschreibungen des Alters thematisierten mehrheitlich Verlust und Verfall – und entsprechen damit Erkenntnissen, die von der Alternsforscherin Gullette bereits 1997 in ihrer Kritik am vorherrschenden Verfallsnarrativ als prägende Altersbilder benannt wurden. Das Altern wurde insbesondere als körperliche Gesundheitseinbusse gesehen, sodass die Zusammenfassung von Twigg zu Charakterisierungen des vierten Lebensalters auch auf die Ausführungen der Expert:innen zutrifft: «Here the old remain essentially Other; their lives described from the outside, primarily in terms of problems and deficits. In this account, the limitations and failings of

Reflections on «The Ageless Self». In: *Generations: Journal of the American Society on Aging* 17 (1993), 2, S. 14.

17 Van Dyk, Soziologie (Anm. 16), S. 133.

18 Katz, Stephen: Alarmist Demography: Power, Knowledge, and the Elderly Population. In: *Journal of aging studies* 6/3 (1992), S. 214.

19 Amrhein, Ludwig: Die soziale Konstruktion von «Hochaltrigkeit» in einer jungen Altersgesellschaft. In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 46/1 (2013), S. 14.

20 Graefe, Stefanie; Van Dyk, Silke; Lessenich, Stephan: Altsein ist später: Alter(n)snormen und Selbstkonzepte in der zweiten Lebenshälfte. In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 44/5 (2011), S. 304.

21 Expert:innen-Interview 1, Position 51–52.

22 Reinprecht, Einfluss der Migration (Anm. 9), S. 18.

the body loom large; indeed, the dominant account of deep old age, constructed around the dual concerns of medicine and policymakers, is almost entirely one of the body and of decline.»²³ Explizit wurden weder wechselseitige Bezüge der Ungleichheitsfaktoren noch Dynamiken wie jene der Unsichtbarmachung einzelner Faktoren erwähnt. Implizit wird eine kumulative Verstärkung der Wirkung von Ungleichheitsfaktoren im Alter jedoch angenommen.

In den Erzählungen der älteren Migrant:innen wird das eigene Alter weniger als chronologisches Alter beschrieben. Die Kontinuität des «alterslose[n] Erwachsenen-Ich» macht ein Thematisieren dieser Perspektive nicht nötig. Das eigene Alter(n) wird vielmehr prozessual gedeutet: Erfahrungen und Erlebnisse diesbezüglich werden in ihrer zeitlichen Verankerung und Entwicklung erzählt. Alter wird damit in seiner besonderen Funktion des «Doppelcharakters von Alter(n) als Differenzmarker und Prozess»²⁴ deutlich. Während bei anderen Menschen das chronologische Alter genannt wird, wird in Bezug auf das eigene Leben eine «life-course-perspective»²⁵ eingenommen. Die Expert:innen hingegen nehmen in Bezug auf das chronologische Alter eine eindeutige Zuordnung zur Gruppe der Älteren vor. Die Beschreibung als Teil dieser Gruppe vonseiten der Expert:innen oszilliert jedoch in Bezug auf andere Charakteristika, die dem Alter zugeschrieben werden, zwischen einer Betonung der Homogenität und Ähnlichkeit zu anderen älteren Menschen und dem gleichzeitigen Herausstreichen des «Andersseins» der älteren Migrant:innen. Mit Hilfe postkolonialer Konzepte kann die Darstellung der Gruppe der älteren Migrant:innen durch die Expert:innen noch genauer gefasst werden. Für letztere ist klar, dass die älteren Migrant:innen in der Gruppe der älteren Menschen zu differenzieren seien und damit Personen darstellen, die als «almost the same, but not quite»²⁶ beschrieben werden können. Dieser Othering-Vorgang, der vonseiten der Expert:innen in Bezug auf die älteren Menschen mit Migrationsbiografie sowohl aufgrund letzterer als auch ihres Alters vorgenommen wird, ist dabei immer schon potenziell abwertend, insofern es sich um «processes of othering that is the devaluation of migrants by the (white) majority society»²⁷ handelt.

Intergenerationelle Beziehungen als Orte der Abgrenzung und des guten Lebens

In den Ausführungen der älteren Migrant:innen zu Bedingungen eines guten Lebens, aber auch als Antwort auf Fragen zum Verhalten im Gesundheitssystem spielen die

23 Twigg, Julia: The body, gender, and age: Feminist insights in social gerontology. In: *Journal of Aging Studies* 18/1 (2004), S. 71.

24 Van Dyk, Soziologie (Anm. 16), 165.

25 Ferrer, Ilyan u. a.: Understanding the experiences of racialized older people through an intersectional life course perspective. In: *Journal of Aging Studies* 41 (2017), S. 10–17.

26 Bhabha, Homi: Of Mimicry and Man: The Ambivalence of Colonial Discourse. In: *October* 28 (1984) S. 126.

27 Lutz, Helma; Amelina, Anna: Gender in Migration Studies: From Feminist Legacies to Intersectional, Post- and Decolonial Prospects. In: *Journal of Migration Studies* (2021), S. 10.

eigenen Kinder eine zentrale Rolle. Diese werden von den älteren Migrant:innen als eine wichtige Unterstützung insbesondere in der Suche nach passenden Hilfsangeboten sowie in der Orientierung im Gesundheitswesen genannt.

In den Interviews wird die Unterstützung durch ihre Kinder vonseiten der älteren Migrant:innen jedoch ambivalent und vielfältig bewertet. Die Übernahme der Perspektive der Kinder in den Erzählungen von intergenerationellen Beziehungen führt zu einer kritischen Bewertung der eigenen Rolle und dem Aufgreifen gesellschaftlicher Altersbilder mit den darin implizierten Vorwürfen der Belastung jüngerer Generationen.²⁸ Gerade im «burden narrative»²⁹ kann der Wunsch erkannt werden, den eigenen Kindern nicht zur Last zu fallen und an der eigenen Selbstständigkeit zu arbeiten. Diese Interpretation wird auch dadurch unterstützt, dass in mehreren Interviews stolz betont wird, für die Kinder keine Belastung zu sein und sich um Eigenständigkeit zu bemühen. Die Erzählungen oszillieren dabei zwischen zwei Momenten: Einerseits berichten sie voller Stolz, dass die Kinder etwa eine Zusatzbehandlung bezahlen können: «Tochter hat mir geholfen. Sie hat mir auch gezahlt.»³⁰ Derartige Erzählungen sind stets durchzogen von der Versicherung, nicht von den Kindern abhängig zu sein. Mehrmals wird betont, diese nicht belasten zu wollen: «Sie hat genug Stress und ich will sie gar nicht belasten. Jedes Mal telefonieren. Wir jeden Tag oder jeden zweiten Tag. (Mama passt alles?) (Ja, passt alles) – würde ihr nie sagen, dass etwas fehlt.»³¹ Denn die Bürde, die die Gruppe der älteren Menschen darstellen könnte, stellt potenziell einen Konflikt zwischen den Generationen dar. Sie verweist auf alternswissenschaftliche Erkenntnisse, die sowohl die binäre Konstruktion der Bevölkerungsgruppen als auch den Konflikt thematisieren, der sich aus der Beschreibung der Gruppe ergibt. Diese wird beschrieben als «a rapidly growing population of needy, relatively affluent individuals whose collective dependence is straining the economies of Western welfare states and creating excessive tax burdens for younger generations.»³²

Andererseits geht die Deutung der eigenen Rolle innerhalb der intergenerationellen Beziehungen von den älteren Migrant:innen über ein Vermeiden der Belastung der jüngeren Menschen hinaus. Wenn Bezug genommen wird auf Unterstützungsleistungen der Kinder und/oder weiterer Angehöriger, werden diese parallel gesetzt zu Sorgetätigkeiten, die von den älteren Migrant:innen selbst ausgehen und aktiv durchgeführt werden: Finanzielle und materielle Unterstützung, Vorbereitungsarbeiten für gemeinsame Feiern oder die Beaufsichtigung der Enkelkinder. Während sich in Bezug auf die Kinder nur einzelne Verweise auf deren Unterstützungsleistungen in den intergenerationellen Care-Beziehungen finden lassen, werden die eigenen Care-Tätigkeiten sehr ausführlich, unterlegt mit positiver Emotionalität, geschildert. Diese eigenen Sorgetätigkeiten werden

28 Katz, Alarmist (Anm. 18), S. 205.

29 Charise, Andrea: «Let the Reader Think of the Burden»: Old Age and the Crisis of Capacity. In: *Interdisciplinary Studies in the Humanities* 4 (2012), S. 3.

30 Migrant:innen-Interview 2, Position 345.

31 Migrant:innen-Interview 4, Position 40.

32 Katz, Alarmist (Anm. 18), S. 203.

in den intergenerationellen Care-Beziehungen als Quelle der Zufriedenheit und Lebensqualität gedeutet. Gemäss Dietzel-Papakyriakou kann vermutet werden, dass der Einsatz von älteren Migrant:innen der Kohäsion der Familie dient: «[i]n dieser Situation können die Angehörigen der ersten Migrantengeneration in ihrer Grosselternrolle ihren Kindern Unterstützung und Entlastung anbieten und ihnen einen maximalen Einsatz für das gemeinsame Anliegen der Familie ermöglichen. Die Übernahme von neuen nützlichen Funktionen durch die Alten stärkt wiederum die Familienkohäsion: Ältere Menschen bekommen mehr Hilfe, weil ihre Hilfe gebraucht wird.»³³

Zumindest in den Erzählungen der älteren Migrant:innen zeigt sich, dass für deren gutes Leben die intergenerationellen Beziehungen zentral sind. In diesen Beziehungen wird der eigenen Selbstständigkeit und Geber:innenfunktion grosse Bedeutung zugemessen. Jedoch wird darüber hinaus mit grossem Stolz von Besuchen, vom Kontakthalten vonseiten der Kinder berichtet. Dies lässt die Interpretation zu, dass die selbstständige Geber:innenfunktion nur eine von mehreren als positiv bewerteten Rollen in intergenerationellen Care-Beziehungen darstellt.

Für die Weitergabe von Informationen, die nicht nur die Orientierung im Gesundheitssystem, sondern auch Wissen um die Verbesserung des eigenen Gesundheitsverhaltens umfassen, nehmen auch die Expert:innen die wichtige Rolle der Kinder und intergenerationeller Care-Beziehungen wahr. Auch als Begleiter:innen zu Gesundheitsangeboten und in ihrer Rolle als Dolmetscher:innen werden die Kinder von den Expert:innen mehrfach erwähnt. Für die Expert:innen stehen die Unterstützung und Pflege, die Kinder in Bezug auf die älteren Migrant:innen leisten, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Sie merken an, dass die Unterstützung aus Zuneigung geleistet wird und stellen dies einer äusserlichen Pflichterfüllung gegenüber. So antwortet ein Experte des Gesundheitspersonals auf die Frage, wer die älteren Migrant:innen im Ärzt:innen-Patient:innen-Gespräch begleite: «Die Kinder und Enkelkinder. Und die haben die gern. Das ist also nicht, dass man da eine lästige Pflicht dahinter vermutet. Nein. Das ist aufrichtige Wertschätzung und Liebe.»³⁴ Diese wahrgenommene Wertschätzung entspricht einem gängigen Stereotyp, das im familiären Zusammenhalt und in der darin vermuteten emotionalen Nähe und Unterstützung ein wichtiges Potenzial von Migrant:innen vermutet³⁵ und soziale Einbindung und Teilhabe durch die familiäre Anbindung gewährleistet sieht, wie Bartig in ihrem Überblick zum Forschungsstand zur Lebenssituation älterer Menschen mit Migrationsgeschichte in Deutschland ausführt: «[i]nsbesondere die Familie als spezifische Form der sozialen Einbindung ist bedeutend bei der emotionalen, finanziellen und instrumentellen Unterstützung sowie der Pflege älterer Menschen.»³⁶

33 Dietzel-Papakyriakou, Maria (2005): Potentiale älterer Migranten und Migrantinnen. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 38, S. 400.

34 Expert:innen-Interview 2, Position 55–57.

35 Dietzel-Papakyriakou, Potentiale (Anm. 33), S. 401.

36 Bartig, Alter(n) und Migration in Deutschland (Anm. 4), S. 18.

In der Forschung zu älteren Migrant:innen werden diese engen intergenerationalen Care-Beziehungen oftmals gegen das *doing family* der Mehrheitsbevölkerung und die darin stattfindenden Veränderungen betreffend Care- und Gender-Rollen positioniert. Dabei werden diese durchaus kritisch in Hinblick auf den stattfindenden Othering-Prozess beschrieben. So schreiben etwa bei Horsti und Pellander in Hinblick auf Studien zu Familien mit Migrationsbiografie in Finnland: «[w]e understand the public debates on migrant families in Finland as connected to these transnational discourses that portray the (often Muslim) «Other» against national ideologies of gender equality and acceptable forms of family life.»³⁷ Diese Beschreibung variiert jedoch in der Forschung und oftmals wird ebenso eine positive Bewertung angedeutet, insofern die Kinder als «kompensatorische Ressource»³⁸ und intergenerationale Beziehungen als «Solidarpotentiale»³⁹ beschrieben werden. In beiden Fällen kann aufgewiesen werden, dass, wie es sich auch in den Expert:innen-Interviews zeigt, implizit «a contrast between what is believed to be the emancipated egalitarianism of the majority society and the traditional patriarchy of immigrants and their offspring»⁴⁰ konstruiert und reproduziert wird. Das Herausstreichen des Potenzials intergenerationaler Beziehungen bei älteren Migrant:innen muss daher um eine kritische Anfrage ergänzt werden, insofern hier eine Gefahr anklingt, die Timms beispielhaft für die Analyse der karibischen Frau ausführt: «we must remain alert to the tendency to romanticize – and racialize – an ideal of a culturally constant, eternally caregiving, ageing Caribbean woman».⁴¹

Gerade wenn die Expert:innen die Potenziale für Unterstützung durch intergenerationale Beziehungen auch im Zugang zum Gesundheitswesen betonen, ermöglicht die Konzeption des «othering-by-valueing»⁴² von van Dyk weitere Erkenntnisse. Denn die Gruppe der älteren Migrant:innen wird gerade in der Beschreibung der gelebten Sorge der jüngeren Menschen zugleich als eigene, unterschiedene Bevölkerungsgruppe⁴³ konstruiert. Dabei lassen sich die Beschreibungen der Unterstützungsmassnahmen der Kinder auch dahingehend interpretieren, dass den älteren Migrant:innen selbst die Teilhabe an einem Autonomieideal abgesprochen wird, das in den Vorstellungen vom guten Leben deutlich «mit dem Autonomieanspruch der (europäischen) Moderne»⁴⁴ verbunden wird.

37 Horsti, Karina; Pellander, Saara: Conditions of cultural citizenship: intersections of gender, race and age in public debates on family migration. In: *Citizenship Studies* 19/6–7 (2015), S. 751–752.

38 Reinprecht, Einfluss der Migration, S. 18.

39 Dietzel-Papakyriakou, Potentiale (Anm. 33), S. 401.

40 Lutz, Helma; Amelina, Anna (2021): *Gender in Migration Studies: From Feminist Legacies to Intersectional, Post- and Decolonial Prospects*, S. 4.

41 Timms, Emily Kate: Postcolonial ageing studies: Racialization, resistance, re-imagination. In: Heike Hartung u. a. (Hg.): *The Bloomsbury Handbook to Ageing in Contemporary Literature and Film*. London 2023, S. 234.

42 Van Dyk, Silke: The othering of old age: Insights from Postcolonial Studies. In: *Journal of aging studies* 39 (2016), S. 113.

43 Katz, Alarmist (Anm. 18), S. 220.

44 Reinprecht, Christoph: Migration als Determinante von Lebensqualität: Strukturelle, kulturelle und biografische Aspekte. In: Baykara-Krumme, Helen; Schimany, Peter; Motel-Klingebiel, Andreas (Hg.): *Viele Welten des Alterns*. Bd. 22. Wiesbaden 2012, S. 350.

Betonen der eigenen Expertise gegenüber medizinischen Wissenshierarchien

Während in Bezugnahmen auf das Alter(n) eigene Zuschreibungen und Zugehörigkeiten zu dieser Bevölkerungsgruppe vermieden werden, zeigt sich im Themenfeld der Gesundheit ein weiteres Phänomen. Dieses lässt sich, anders als in den bisherigen Beispielen, nicht nur unter dem Vorzeichen der Relationalität, sondern auch als selbstbewusste und abgrenzende Bezugnahme auf die eigene Expertise deuten.

Aus der Perspektive der Expert:innen werden die älteren Migrant:innen als sehr zugänglich ärztlichen Ratschlägen gegenüber beschrieben. In der individuellen Ärzt:innen-Patient:innen-Kommunikation werden insbesondere die älteren Migrantinnen als freundlich und dankbar charakterisiert, als Personen, die sich gerne ärztlicher Expertise unterordnen. Ältere Migrant:innen, denen Expert:innen im beruflichen Kontext begegnen, werden mit wenig eigenen Anforderungen und Ansprüchen erlebt. Erwähnt wird von Expert:innen das geringe Selbstwertgefühl vieler älterer Migrant:innen, was sie im Zusammenhang mit ihrem Auftreten sehen: «sie ziehen diesen [sic!] Migrantenkleid [an] und vergessen alles oder lassen alles im Heimatland, was sie also die Ausbildung, die Kompetenzen, die Fähigkeiten, das ist, das gehört dorthin und ich bin hier Migrant.»⁴⁵ Die Konsequenzen daraus schlagen sich einerseits im biografischen Werdegang, in den beruflichen Möglichkeiten nieder und werden insbesondere im Rahmen von Beratungsgesprächen wahrgenommen. Während eine Ärztin meint, dass Wünsche und Vorlieben wenig artikuliert würden – «dass es dort so viel Artikulationen gibt, wie sie das gern machen würden, das sehe ich eigentlich nicht»⁴⁶ – betont eine andere deren Bescheidenheit, die bis hin zur eigenen Abwertung gehe: «Die nehmen alles an und vertrauen darauf und sind so demütig und also quasi eh nix wert.»⁴⁷

In allen Interviews mit älteren Migrant:innen wird in Bezug auf Ratschläge rund um das Gesundheitsverhalten beim Älterwerden das Befolgen des ärztlichen Rates als zentral beschrieben. Dies entspricht dem Bild, das in den Beschreibungen der Expert:innen entsteht und demzufolge sich ältere Migrant:innen an ärztlichen Expertisen und Ratschlägen orientieren. In den weiteren Erzählungen berichten die älteren Migrant:innen allerdings darüber hinaus über eigene, abweichende Entscheidungen, die sie dazu führen, dem ärztlichen Rat nicht zu folgen und reflektieren die dahinterstehenden Beweggründe: «Jetzt zum Beispiel hat er mir gesagt, mein Orthopäde, die linke Hüfte soll ich operieren. Okay. Aber ehrlich gesagt, glaube ich, daweil [sic] es noch geht. Möcht ich das nicht gerne. Hat er gesagt: (Aber was ist, wenn sie älter werden? Und dann kommt es und vielleicht nicht zu spät sein?) Des ist mir wurscht. Einmal muss ich sterben, von was ich sterben muss, weiss ich selber nicht, aber ich hoffe, dass es nicht so schlimm sein

⁴⁵ Expert:innen-Interview 4, Position 564–566.

⁴⁶ Expert:innen-Interview 1, Position 63.

⁴⁷ Expert:innen-Interview 3, Position 172–173.

wird, dass ich von des sterben muss.»⁴⁸ Die Abwägung zwischen der aus den Konsequenzen eines medizinischen Eingriffs resultierenden Lebensqualität und der gegenwärtigen Lebensqualität wird in den darauffolgenden Sätzen wiederholt und dabei wird betont, dass die Entscheidung zugunsten des ärztlichen Rates ja ebenso gut später getroffen werden könne.

In dieser Ausführung zeigt sich exemplarisch, wie die Gesundheitsinformationen aufgenommen und in die eigenen, selbstständig vorgenommenen Werte-Abwägungen einbezogen werden. Die Rolle des:r Arztes:Ärztin ist dabei jedoch nicht aus dem Grund zentral, weil der Ratschlag angenommen wird, wie es den Beschreibungen der Expert:innen und den ersten Aussagen der älteren Migrant:innen entspricht. Der:die Arzt:Ärztin stellt in dieser Abwägung einen argumentativen Widerpart dar. Der Dramatik der ärztlichen Drohung wird selbstbewusst die eigene Gelassenheit sowie das Wissen um die Begrenztheit des Lebens entgegengesetzt.

Von einer dem ärztlichen Rat entgegengesetzten Entscheidung berichtet auch eine andere ältere Migrant:in. Nachdem sie betont hat, dass regelmässige Routineuntersuchungen und das Befolgen ärztlicher Anweisungen wichtig, ja zentral für ein gesundes Alter(n) seien, beginnt sie im letzten Teil des Interviews von einer psychischen Krise zu erzählen. Diese hat sich entwickelt, nachdem sie die Zerstörung des eigenen Hauses im Land, aus dem sie migriert ist, zum ersten Mal gesehen hatte. Während sie der Interviewerin die Fotos des zerstörten und wieder aufgebauten Hauses und andere Familienfotos zeigt, berichtet sie vom Rat der Ärzt:innen in dieser Situation: «[...] musst vergessen Haus. Haus ist kaputt. Gott sei Dank. Deine Kinder, dein Mann. Dein und gegen jetzt nichts mehr denken.»⁴⁹ Sie beschreibt auch den Grund für die Verschreibung starker Psychopharmaka sowie deren betäubende und unangenehme Nebenwirkungen. Nach einem kurzen Exkurs und Austausch über die Kräuter ihres Gemüsegartens teilt sie dann lapidar mit, dass sie die Medikamente – kurz nachdem sie die negativen Nebenwirkungen bemerkt hatte –, ohne vorige Konsultation durch den Arzt und ohne ihm Bescheid zu geben, abgesetzt habe und sich seither selbstständig mit Kräutern behandle. Der Widerspruch zwischen der Aussage zu Beginn des Interviews, dem ärztlichen Rat immer zu folgen, und der eigenen entgegengesetzten Entscheidung wird nicht thematisiert, beide Meinungen werden mit grosser Sicherheit, Selbstverständlichkeit und Überzeugung vorgetragen. Die insbesondere im zweiten Exkurs über die erfolgreiche Eigenbehandlung mit Kräutern mitschwingende positive Emotionalität lässt vermuten, dass sowohl das Befolgen des ärztlichen Rates als auch das eigenständige Bewerten und abweichende Handeln gut in das im Narrativ vorgelegene Selbstbild integriert werden können.

Nach Erving Goffman (1973) kann die Art und Weise, in der der eigenen Expertise in Gesundheitsfragen gefolgt wird, nicht nur als mangelnde Adhärenz oder als Nebeneinander widersprüchlicher Aussagen zum Befolgen ärztlicher Ratschläge

⁴⁸ Migrant:innen-Interview 4, Position 86.

⁴⁹ Migrant:innen-Interview 1, Position 227.

gedeutet werden. Wenn die älteren Migrant:innen im ersten Teil des Interview die Bedeutung von adhärentem Verhalten beschreiben und wenig später über eigenes, abweichendes Verhalten berichten, kann hier eine Wertschätzung eigener, «impliziter Wissensformen»⁵⁰ vermutet werden. Damit einher geht aber auch widerständiges, subversives Verhalten gegenüber medizinischen Wissenshierarchien und dem Gesundheitssystem. Diesen gegenüber wird mit dem eigenen Verhalten Widerstand geleistet. Die Widersprüchlichkeit der Aussagen der Migrant:innen lassen das Ringen um diesen Widerstand sowie die Dominanz der Hierarchien und Deutungsansprüche im Gesundheitssystem umso deutlicher erscheinen.

Subversives Verhalten gegenüber dem Gesundheitssystem

Ähnliches findet sich in den Schilderungen der eigens erworbenen Kompetenzen im Beschaffen von Gesundheitsinformationen sowie im Erhalt eines Zugangs zum Gesundheitswesen. Gerade in der Rahmung von Erzählungen von Situationen, in denen der Zugang zum Gesundheitswesen verweigert wurde, wird die eigene Fähigkeit betont, Werte und Lebensentscheidungen auch in ungerechten und herausfordernden Situationen eigenständig zu verfolgen. Die darin zum Vorschein kommende Akzentsetzung kann als subversiv bezeichnet werden, insofern sie Erzählungen rahmt und dabei dem eigenen Verhalten eine kritische «Reserve»⁵¹ einschreibt. Diese stellt eine Distanz gegenüber dem Gesundheitssystem dar, ohne jedoch zu offen revoltierendem Verhalten zu greifen. Die Deutung der subversiven Rahmung, die an Goffmans Verständnis des «Unterleben[s] einer öffentlichen Institution»⁵² anschliesst, beschreibt den Umgang mit der «Pflicht, sich an der Situation zu beteiligen und sich in ihr entsprechend zu orientieren und anzupassen.»⁵³ Mit Goffman argumentierend, entziehen sich die älteren Migrant:innen, indem sie eine subversive Rahmung wählen, «nicht einer vorgeschriebenen Handlung, sondern einem vorgeschriebenen Sein.»⁵⁴ In der Beschreibung von Ungerechtigkeiten bedeutet diese Rahmung daher einen Ausdruck des Nicht-Einverständnisses sowie eine Art und Weise, gegenüber dieser Ausprägung des Gesundheitssystems subversiv Widerstand zu leisten.

Eine intersektionale Ethik-Analyse und postkoloniale Perspektiven: erste Schlussfolgerungen

Im Sprechen über Alter, intergenerationelle Care-Beziehungen, Gesundheitsinformationen und Verhalten im Gesundheitswesen wird eine unterschiedliche

50 Maio, Giovanni: Grundlemente einer Care-Ethik. In: Jahrbuch für Recht und Ethik / Annual Review of Law and Ethics, 24 (2016), S. 247.

51 Goffman, Erving: Asyle: über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Suhrkamp 1973, S. 184.

52 Goffman, Asyle (Anm. 51), S. 169.

53 Ebd., S. 183.

54 Ebd., S. 184.

Akzentsetzung vonseiten der Expert:innen und der älteren Migrant:innen sichtbar. Aufschlussreich sind dabei die Verhaltenskonsequenzen, die Expert:innen für bestehende Zugangs- und Wirksamkeitsbarrieren nennen: «Ich kann es nicht vor die Tür legen, ich kann es nicht vorlesen, ich kann es nicht rein prügeln oder sonst irgendwie. Das geht nicht.»⁵⁵

Tieferegehende Kritik an ungleichen Zugängen und Wirksamkeitsbarrieren wird vermieden, Umgangsweisen damit werden der Eigenverantwortung der älteren Migrant:innen beziehungsweise des Gesundheitspersonals zugeschrieben. Die derart stattfindende tugendethische Argumentation appelliert an Haltungen und fordert vonseiten der älteren Migrant:innen Eigenverantwortung und -initiative, Interesse und die Bereitschaft, Gesundheitsinformationen beziehungsweise dem ärztlichen Rat zu folgen. Für die eigene Haltung werden hingegen verstärkte Kultursensibilität, Respekt und Wertschätzung den Patient:innen gegenüber verlangt – Haltungen, die es möglich machen sollen, auch herausfordernde strukturelle Gegebenheiten zum Wohl der Patient:innen zu gestalten. Wie wichtig das persönliche Engagement des Gesundheitspersonals eingeschätzt wird, zeigt sich auch darin, dass die Ärzt:innen der Beziehung zu ihren Patient:innen viel Aufmerksamkeit gewidmet haben. Sie beschreiben dabei Einstellungen (beispielsweise Wertschätzung, Offenheit, Respekt), die notwendig sind im Beziehungsaufbau zu älteren Migrant:innen. Aber auch das eigene Engagement und die dabei eingesetzten Mittel und Mühen, um trotz der mangelnden Sprachkenntnisse und struktureller Engstellen Informationen über den Gesundheitsstatus der älteren Migrant:innen zu bekommen, werden mehrmals erwähnt.

Mit einer intersektionalen Ethik-Analyse gelingt es, die alleinige Einordnung dieser Erzählungen in eine tugendethische Argumentation, die die individuelle Eigenverantwortung betont, zu hinterfragen. Stattdessen werden die Wirkmächtigkeit und wechselseitigen Einflüsse einer Repräsentationsebene und struktureller Gegebenheiten deutlich gemacht, indem beispielsweise die Wechselwirkungen zwischen stereotypen Vorstellungen von Alter und Migration mit Zugangsbarrieren im Gesundheitswesen aufgezeigt werden. Indem in einer derartige Analyse Argumentationsfiguren herausgearbeitet werden, können Spannungsfelder wie die Zuschreibung von Alter, die Deutung intergenerationeller Beziehungen, widerständiges Verhalten gegenüber Wissenshierarchien und dem Gesundheitssystem benannt werden und deren strukturelle Entsprechungen gesucht werden. Mit einer postkolonialen Perspektive können diese Erkenntnisse zusätzlich kritisch in Bezug auf ihre hegemonialen Deutungsansprüche gelesen werden. Dabei gelingt es, auch scheinbar positive Zuschreibungen und Ambivalenzen in ihrer Problematik und Abwertung deutlich zu machen und die Zuschreibung von älteren Migrant:innen als «no longer considered as agents but as clients, [...] and recipients of its munificent «gifts» of support»⁵⁶ kritisch zu hinterfragen. Diese Einsichten beinhalten damit die Möglichkeit, das Potenzial und die Herausforderungen älterer Migrant:innen

55 Expert:innen-Interview 1, Position 381–384.

56 Kunow 2016 (Anm. 8), S. 104.

in Gesundheitsfragen angemessener wahrzunehmen. Darüber hinaus bietet sich mithilfe derartiger Erkenntnisse die Chance, die gerechte gesundheitliche Teilhabe älterer Migrant:innen sowie deren Bedürfnisse und Potenziale in die Gestaltung eines gerechten Gesundheitssystems in einer gerechten Gesellschaft stärker und angemessener zu fördern und einzubeziehen.

Intersektionale Verwobenheit von Demenz

Wie Betroffene auf Pathologisierung, Vulnerabilisierung und Entmündigung reagieren

VALERIE KELLER

Abstract

Öffentliche Stimmen von Menschen mit Demenz sind noch immer kaum wahrnehmbar, obwohl ein gesellschaftliches Mitspracherecht sowohl im Demenzaktivismus als auch in den *dementia studies* seit Jahrzehnten gefordert wird.¹ Mithilfe von Subjektivierungen von Menschen mit Demenz wird deshalb untersucht, welche Mechanismen, Macht- und Herrschaftsverhältnisse Menschen mit Demenz weiterhin zum Verstummen bringen und von gesellschaftlicher Teilhabe ausschliessen. Und es wird herausgearbeitet, welche Handlungsräume sich Demenzbetroffene trotz dieser Ausschlüsse erschliessen, um nicht nur die eigene Lebensqualität zu steigern, sondern auch als soziale und politische Subjekte zu handeln.

Keywords: dementia, intersectionality, aging, disability, ageism, ableism, citizenship

Demenz, Intersektionalität, Altern, Behinderung, Ageism, Ableism, Teilhabe

Einleitung

Obwohl das Thema Demenz in medialen Öffentlichkeiten eine hohe Präsenz besitzt und immer wieder von einer hohen Zahl an Demenzbetroffenen gesprochen wird, sind Menschen mit Demenz selbst kaum präsent.² Sichtbar und dominierend sind im medialen Interdiskurs biomedizinische Berichte über vielfältige Defizite betroffener Personen sowie ökonomische Belastungsszenarien für die gegenwärtige

1 Vgl. Bryden, Christine: *Nothing about us, without us! 20 years of dementia advocacy*. London 2016; Goldsmith, Malcom: *Hearing the Voice of People with Dementia. Opportunities and Obstacles*. London/Bristol/Pennsylvania 1996.

2 Öffentlich sichtbar sind oder waren vor allem Demenzaktivist*innen wie Helga Rohra (Deutschland), Christine Bryden (Australien), Richard Taylor (USA) oder Sprecher*innen von PROMENZ (Österreich).

Gesellschaft.³ Nicht selten stehen Informationen zu steigenden Zahlen Demenz-betroffener gleich am Anfang der Berichterstattung, um so einen drohenden Pflege-notstand hervorzuheben. Höhepunkte solcher Narrative sind metaphorische Vergleiche mit einem «Demenz-Tsunami»⁴ oder einer herannahenden «Sturm- oder Flutwelle».⁵ Zu Wort kommen in der Berichterstattung zu Demenz vordergründig pflegerisches oder medizinisches Fachpersonal und Familienangehörige, die Menschen mit Demenz stellvertretend «repräsentieren». Nach Gayatri Spivak ist eine Person in ihrem Sprechen aber nie einfach «transparent»,⁶ das heisst, sie kann nicht als unbeschriebenes Medium für eine andere Stimme dienen. Repräsentationen seien unweigerlich geprägt von der Perspektive der sprechenden Person und dem-nach immer schon als Porträts oder Darstellungen zu verstehen.⁷ Ungeachtet des in sozialwissenschaftlichen Diskursen bereits in den 1990er-Jahren etablierten Kon-zepts von Person-Sein (personhood), das sich in «Beziehungen und sozialem Sein» herstellt,⁸ werden demenzbetroffene Personen in öffentlich-medialen Diskursen weiterhin mit Narrativen von Verlust, Abwesenheit und Rückbildung dargestellt, als Menschen, die immer mehr ihre Persönlichkeit verlieren und irgendwann als «leere Hüllen»⁹ zurückbleiben. Das Menschliche wird in solchen Erzählungen an kognitive Kapazitäten gebunden und führt zur Vorstellung, betroffene Personen würden sich im Fortschreiten der demenziellen Entwicklung immer mehr in nichts auflösen.¹⁰ Zudem werden, wie Mark Schweda kritisch beleuchtet hat, metapho-rische Vergleiche mit Kindern, kindlichem Verhalten und rückläufigen Entwick-lungsrichtungen hin zu infantilen Stadien menschlicher Existenz angestellt,¹¹ die Personen mit Demenz in ihrer Urteilsfähigkeit, ihrer Mündigkeit und letztlich auch ihrem Status als Bürger*innen einer Gesellschaft (citizenship)¹² grundsätzlich in Frage stellen.

Vor dem Hintergrund solcher Diskriminierungs- und Entmündigungstenden-zen drängt sich eine genauere Analyse derjenigen Macht- und Herrschaftsver-

3 Vgl. Grebe, Heinrich: Demenz in Medien, Zivilgesellschaft und Familie. Deutungen und Behandlungsansätze, Wiesbaden 2019, 168–170; Zimmermann, Harm-Peer: Anders Altern – Kulturwissenschaftliche Perspektiven in der Kritischen Gerontologie. In: Klaus Schroeter u. a. (Hg.): Handbuch Soziologie des Alter(n)s. Wiesbaden 2020, 1–28.

4 Van Gorp, Baldwin; Vercruysse, Tom: Frames and counter-frames giving meaning to dementia: A framing analysis of media content. In: Social Science & Medicine, 74 (2012), 1278.

5 Grebe, Heinrich: (Anm. 3), 195.

6 Spivak, Gayatri Chakravorty: Can the subaltern speak? Postkolonialität und Subalterne Artikulation. Wien 2008 (1988), 30.

7 Ebd., 31.

8 Vgl. Kitwood, Tom: Demenz. Der person-zentrierte Ansatz im Umgang mit verwirrten Menschen. Bern 2016 (1997).

9 Grebe, Heinrich: Die Wiederbelebung der leeren Hülle. Zur metaphorischen Ko-Konstruktion von Demenz in potenzialorientierten Kontexten. In: Zeitschrift für Volkskunde, 2 (2015), 236–256.

10 Vgl. Fuchs, Thomas: Das Leibgedächtnis in der Demenz. In: Andreas Kruse (Hg.): Lebensqualität bei Demenz? Heidelberg 2010, 231–242.

11 Schweda, Mark; Jongsma, Karin: «Rückkehr in die Kindheit» oder «Tod bei lebendigem Leib»? Ethische Aspekte der Altersdemenz in der Perspektive des Lebensverlaufs. In: Zeitschrift für Praktische Philosophie, 5/1 (2018), 181–205.

12 Branelly, Tula: Citizenship and people living with dementia: A case for the ethics of care. In: Dementia, 15 (2016), 304–314.

hältnisse auf, die Subjektpositionen jenseits politischer und gesellschaftlicher Mitbestimmung überhaupt erst herbeiführen. Im Fokus des vorliegenden Beitrags stehen daher Differenzmerkmale, die Menschen mit Demenz zugeschrieben werden, und die in ihrer Demarkation zu normierenden Referenzwerten gegenwärtiger, westlich-moderner Vorstellungen von Menschsein¹³ soziale Benachteiligungen nach sich ziehen. Differenzmerkmale im Leben mit Demenz werden einerseits sichtbar gemacht, andererseits auch in ihrer intersektionalen Verwobenheit und wechselseitigen Verstärkung untersucht.

Ausgehend von der Annahme, dass Menschen mit Demenz nicht unfähig sind zu sprechen, sondern vielmehr keine Stimme haben, weil sie gesellschaftlich zum Verstummen gebracht werden, stehen im Folgenden Subjektivierungen¹⁴ von Menschen mit Demenz im Zentrum der Analyse. Auf der Basis von Aussagen von Menschen mit Demenz wird untersucht, wie betroffene Personen selbst ihre gesellschaftliche Positionierung und ihren sozialen Status erleben und wie sie auf Marginalisierungseffekte reagieren, um trotz vielfältiger Stigmatisierungs- und Exklusionstendenzen Räume für sich zu etablieren, in denen gutes Leben möglich ist.

Methoden und Daten

Basis des vorliegenden Artikels bilden in Einzelinterviews und Gruppengesprächen erhobene Aussagen von Menschen mit Demenz aus der Schweiz und Österreich. Das verwendete Datenmaterial geht zurück auf das interdisziplinär ausgerichtete Drittmittelprojekt «Selbstsorge bei Demenz. Im Horizont von Spiritual Care und Kulturwissenschaft», das von 2018 bis 2021 an der Universität Zürich durchgeführt wurde.¹⁵ Zentrale Erhebungsmethoden der empirischen Daten waren einerseits das qualitative Einzelinterview mit betroffenen Personen, andererseits teilnehmende Beobachtungen in Selbsthilfe- und Selbstvertretungsgruppen für Menschen mit Demenz.¹⁶

Im Zeitraum von August 2018 bis Mai 2019 wurden siebzehn qualitative, problemzentrierte Einzelinterviews¹⁷ mit demenzbetroffenen Personen geführt, wobei das offene, wenig strukturierte Interview von der Einstiegsfrage angestoßen wurde, wie mit der eigenen Demenz denn alles so gekommen sei? Ein

13 Unter einem «westlich-modernen Subjekt» verstehe ich ein rationales, leistungsfähiges, aktives, in sich konsistentes und autonomes Wesen, das der Welt selbst-reflexiv gegenübersteht und das kognitive Denken als essenziellen Kern des Menschseins versteht. Vgl. hierzu auch Eggmann, Sabine: Dem Subjekt auf der Spur. Kulturwissenschaftliche Relationierungen. In: Peter Hinrichs, Martina Röthl, Manfred Seifert (Hg.): Theoretische Reflexionen. Perspektiven der Europäischen Ethnologie. Berlin 2022, 203–207.

14 Eggmann, Sabine (Anm. 13), 203–207.

15 Vgl. ISEK: www.isek.uzh.ch/de/populäre_kulturen/forschung/projekte/drittmittelprojekte/selbstsorge/demenz.html (abgerufen: 14. 12. 2022).

16 Besucht wurden im Zeitraum von Juli 2018 bis Januar 2020 die Gruppen Labyrinth in Olten, PROMENZ in Wien, Impuls Alzheimer in Bern und die Gesprächsgruppe für jüngere Menschen mit Demenz in Luzern.

17 Misoch, Sabina: Qualitative Interviews. Berlin, München, Boston 2015, 71.

einzelnes Gespräch dauerte zwischen 46 Minuten und knapp drei Stunden und fand an einem von den Interviewpartner*innen gewählten Ort statt. Teilnehmende Beobachtungen wurden in vier verschiedenen Selbsthilfe- beziehungsweise Selbstvertretungsgruppen für Menschen mit Demenz in der Schweiz und Österreich durchgeführt. Im Zeitraum von Juli 2018 bis Januar 2020 begleitete ich insgesamt vierundzwanzig Gruppensitzungen, bei denen jeweils fünf bis neun Personen mit Demenz, eine Gruppenleitung und ich anwesend waren. Die Transkripte der Interviews und die Gesprächsprotokolle der Gruppensitzungen wurden mithilfe eines zunächst offenen, dann axialen Codierens nach *grounded theory*¹⁸ bearbeitet und das gewonnene Material hinsichtlich unterschiedlicher Herausforderungen im Leben mit Demenz sowie Praktiken im Umgang mit diesen Herausforderungen strukturiert.

Die Interview- und Gesprächspartner*innen befanden sich zum Zeitpunkt der Datenerhebung aus forschungsethischen Gründen in einer frühen Phase ihrer demenziellen Entwicklung, das heisst, sie erlebten keine weit fortgeschrittenen demenziellen Beeinträchtigungen und konnten alle im Sinne eines *informed consent*¹⁹ in die Studienteilnahme einwilligen. Die befragten Personen waren zwischen 51 und 85 Jahre alt, wiesen unterschiedliche sozialbiografische Hintergründe auf und lebten zwischen wenigen Monaten und vierzehn Jahren mit der Diagnose Demenz. Dem forschungsethischen Prinzip der «Nicht-Schädigung»²⁰ folgend, sind die Namen der sprechenden Personen anonymisiert.

Pathologisierung, Vulnerabilisierung und Entmündigung

Menschen mit Demenz beschreiben erste Anzeichen ihrer Demenzbetroffenheit unter anderem damit, dass sie Tätigkeiten, die lange Zeit zu ihren alltäglichen Aufgaben gehörten, plötzlich und aus unerklärlichen Gründen nicht mehr zufriedenstellend durchführen können. Diese grundsätzliche Verunsicherung in Bezug auf die eigenen Fähigkeiten und auf ein damit verbundenes Selbstbild führt sie auf die Suche nach einer Erklärung, die sie früher oder später in Form einer medizinischen Diagnose erhalten.²¹ Das Wissen um die Diagnose wird von betroffenen Personen als klärendes Moment beschrieben, auf Grundlage dessen Handlungspotenziale entwickelt und eigenes Fehlverhalten erklärt werden kann. Herr Isler, ehemaliger Seelsorger mit Demenz aus der Innerschweiz, erzählt seine Situation vor der Diagnose etwa damit, dass seine Kinder ihm nichts mehr von sich erzählen wollten, weil sie das Gefühl hatten, ihr Vater interessiere sich nicht mehr für sie. Die An-

- 18 Böhm, Andreas: Theoretisches Codieren: Textanalyse in der Grounded Theory. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg 2004, 476.
- 19 Hellström, Ingrid u. a.: Ethical and methodological issues in interviewing persons with dementia. In: Nursing Ethics, 14 (2007), 611.
- 20 Hopf, Christel: Forschungsethik und qualitative Forschung. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg 2004, 594.
- 21 Vgl. Keller, Valerie: Selbstsorge im Leben mit Demenz. Potenziale einer relationalen Praxis. Bielefeld 2022, 26–34.

nahme rührte daher, dass er immer wieder vergass, was sie ihm bereits erzählt hatten. Diesen Irrtum aufzuklären, lag Herrn Isler sehr am Herzen und ihm gelang dies erst mit dem Vorweisen einer Diagnose.²² Sein Vergessen war folglich nicht einem Desinteresse geschuldet, sondern konnte einer diagnostizierten Krankheit zugeschrieben werden. Nebst der Möglichkeit, das eigene Verhalten sich selbst und anderen gegenüber zu erklären und mittels pathologisierender Rahmung in seiner Abweichung zu re-normalisieren, kann eine Demenzdiagnose auch dabei helfen, Unterstützung von anderen Personen oder der Gesellschaft insgesamt zu erhalten. Etwa dann, wenn es um staatliche Unterstützungsleistungen geht, um den Zugang zu Pflegeangeboten und Medikamenten, oder auch dann, wenn ganz banale, alltägliche Hilfestellungen benötigt werden. Herr Vogel, Teilnehmer einer Selbsthilfegruppe für Menschen mit Demenz, erzählte mir von einer Zugfahrt, die er alleine unternommen hatte, bei der er jedoch nicht sicher war, ob er bei der richtigen Station noch wisse, wo er aussteigen wollte. Er teilte dem Schaffner also seine Diagnose mit und bat ihn, ihn bei der richtigen Haltestelle ans Aussteigen zu erinnern. Damit sei alles reibungslos verlaufen.²³ Aus diesen zwei Gründen – dem Erklären von normabweichenden Verhaltensweisen und dem Erhalt von Unterstützung – kann sich auch Herr Fink, ehemaliger Projektleiter in der Baubranche, vorstellen, sich irgendwann als Demenzbetroffener zu outen: «Ich habe das Gefühl, im Moment falle ich nicht auf. [...] Und solange ich nicht auffalle, sodass die Leute vielleicht die Köpfe zu mir umdrehen/ [...] Ich kann mir vorstellen, dass ich mich als Betroffener selbst zeigen würde. [...] Aber, ich sag jetzt mal, erst, wenn es mir schlechter geht. Und ich mich im Dorf mal verirre.»²⁴

Die Rahmung von Demenz als Krankheit kann je nach Situation und Fortschreiten der demenziellen Entwicklungen also durchaus hilfreich sein, um alltägliche Situationen zu meistern und Verhaltensweisen zu klären. Auch legitimiert eine *Pathologisierung* von abweichendem Altern die wissenschaftliche Forschung zu Heilungsmethoden, Therapien und Medikamenten, die wiederum darauf abzielt, Abweichungen vom Normalzustand zu reduzieren. Wenn jedoch die diagnostizierte Krankheit, wie im Falle einer Demenz, (gegenwärtig) nicht heilbar ist, kann sich die Diagnose von einer hilfreichen Erklärung zur Markierung eines Stigmas wandeln.²⁵ Nach Erving Goffman bedeutet «Stigma» ein für andere wahrnehmbares Merkmal, das die Identität der es tragenden Person beschädigt.²⁶ Eine Person mit Stigma wird aus dem Bereich des Normalen ausgeschlossen, wobei gleichzeitig von ihr erwartet wird, ihre Position ausserhalb der Normalitätsgrenze zu bestätigen. Zentrale Funktionen von Stigmatisierung sieht Goffman demnach in sozialer Kontrolle sowie darin, «unter jenen Unterstützung für die Gesellschaft zu gewinnen, die

22 Ebd., 57.

23 Ebd., 128.

24 Interview mit Herrn Fink, Kanton Basel-Land (CH), 6. August 2018.

25 Vgl. Katz, Stephen; Leibling, Annette: «Lost in times like tears in tain.» Critical Perspectives on Personhood and Dementia. In: Richard Ward, Linn J. Sandberg (Hg.): Critical Dementia Studies. An Introduction. London 2023, 57–71.

26 Goffman, Erving: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a. M. 1975 (1967).

nicht von ihr unterstützt werden.»²⁷ Das Stigma, das der Person zusammen mit der Diagnose Demenz zugeschrieben wird, kann betroffene Personen folglich in einer Art und Weise rahmen, die sie abseits «eines Korridors normaler Abweichungen»²⁸ positioniert und sie an einer sinnvollen Teilhabe an der Gesellschaft hindert. Für die erlebte Diskreditierung von Menschen mit Demenz sei nämlich nicht das Mass der effektiven Fähigkeiten, sondern viel eher die Assoziationen mit der Kategorie Demenz ausschlaggebend, wie mir Frau Schweri, ehemalige Pflegefachperson und Alzheimerbetroffene, verdeutlicht: «Wenn es bei dir gut läuft, dann kommt immer: (Das geht ja so gut bei der, die hat doch gar nichts.) [...] Und wenn dir etwas nicht gelingt, etwas ganz Einfaches, das einem ja fast nicht nicht gelingen kann, aber uns passiert es, dann traut man dir gerade gar nichts mehr zu. Es gibt einfach nur diese zwei Extreme. [...] Du hast den Stempel auf der Stirn und den hast du. Und bis dieser wieder verblasst ist, bis die dann... wieder merken... Aber das braucht dann viel länger. – Dass sie mir nichts mehr zutrauen, das braucht nur einen kleinen Moment und einen Fehler, aber bis sie mir dann wieder etwas zutrauen, da braucht es dann wieder Monate, bis sie wieder glauben, dass ich noch was kann.»²⁹

Die Veränderung im Urteil von «gar nichts haben» hin zu «komplett unfähig sein» geschieht folglich in der Zuordnung zur Kategorie Demenz. Anstelle dessen, dass die eigene Vorstellung von Demenz in Frage gestellt wird, wird daran gezweifelt, dass eine nicht komplett unfähige Person wirklich demenzbetroffen ist. Beziehungsweise wird der betroffenen Person direkt ein hohes Mass an Unfähigkeit unterstellt, wenn ihr geglaubt wird. Vor diesem Hintergrund scheint alles, was Menschen mit Demenz gerade gelingt, ihnen «ausnahmsweise» oder «noch» zu gelingen, während das «nicht mehr» als Bedrohung bereits im Raum steht. Dies scheint auch deshalb wenig verwunderlich, weil die progrediente Entwicklung einer Demenz, die auch die WHO als definierenden Faktor der Krankheit beschreibt, einen kontinuierlichen Rückgang kognitiver Leistungsfähigkeit prognostiziert: «Dementia is a term for several diseases that affect memory, thinking, and the ability to perform daily activities. The illness gets worse over time.»³⁰ Was als biomedizinische Beschreibung einer Krankheit durchaus Sinn macht, um Prozesse zu erkennen und Behandlungsmöglichkeiten zu suchen, wird dann problematisch, wenn medizinische Parameter «unadaptiert», das heisst in einem unverändert auf die Symptome einer Krankheit reduzierenden Blick, auf individuelle Menschen übertragen werden. Verena Wetzstein folgend hat die Pathologisierung der Demenz zu einer Monopolisierung der Demenzdebatte geführt, welcher kein anderes Konzept zur Verfügung stehe als die medizinische Beschreibung einer Krankheit und deren Symptome. Das habe dazu geführt, dass aus einem «methodologisch bedingten Reduktionismus» ein «ontologischer Reduktionismus» wurde.³¹ Im öffentlichen

27 Ebd., 171.

28 Vgl. Link, Jürgen; Loer, Thomas; Neuendorff, Hartmut (Hg.): «Normalität» im Diskursnetz soziologischer Begriffe. Heidelberg 2003, 12.

29 Interview mit Frau Schweri, Immensee SZ (CH), 17. August 2018.

30 WHO, Dementia: www.who.int/news-room/fact-sheets/detail/dementia (abgerufen: 16. 11. 2023).

31 Wetzstein, Verena: Alzheimer-Demenz: Entstehung eines Krankheitsbegriffs. In: Nationaler Ethikrat. Tagungsdokumentation Altersdemenz und Morbus Alzheimer. Berlin 2006, 39.

Diskurs werden Menschen mit Demenz deshalb nicht selten auf ein degeneratives Moment reduziert: Der Mensch mit Demenz wird selbst zur Krankheit, wobei das Menschsein, die Ressourcen und Potenziale in den Hintergrund treten. Markante Beispiele für diese unadaptierte Übertragung medizinischer Parameter auf den Menschen sind aber auch in wissenschaftlichen Diskursen zu finden, wie etwa in den Functional Landmarks in Normal Human Development and Alzheimer's Disease des Psychiaters Barry Reisberg, in denen die Entwicklung einer Demenz gleichgesetzt wird mit der rückläufigen Entwicklung als Person.³² In einer tabellarischen Aufstellung wird etwa der Moment, in dem eine Person die Fähigkeiten verliert, einer Arbeit nachzugehen, mit der Entwicklungsstufe gleichgesetzt, in der sich Dreizehn- bis Neunzehnjährige befinden, die an der Schwelle zur Berufsreife stehen. Der Fähigkeitsverlust, sich adäquat anzuziehen, wird weiter mit der Entwicklungsstufe von Fünf- bis Siebenjährigen verglichen. Dies zieht sich weiter, bis eine demenzbetroffene Person mit dem Verlust ihrer Sprechfähigkeit beim Entwicklungsstadium eines Kleinkinds angelangt sei. Der degenerative Prozess einer Krankheit wird also gleichgesetzt mit der Vorstellung, Demenz reduziere die Entwicklung einer ganzen Person Stück für Stück, was mitunter Tendenzen der Entmenschlichung aufweist. Das Verständnis von Menschen mit Demenz als werdende Kinder übersieht jedoch die vielfältigen Unterschiede der jeweiligen Lebenslagen, die sich unter anderem durch einen grossen Unterschied an akkumulierter (und leiblich sedimentierter) Erfahrung auszeichnet.³³

Menschen mit Demenz wissen nämlich oftmals sehr genau, wie die Durchführung einer bestimmten Tätigkeit aussehen würde, schliesslich können sie auf ein langes Leben zurückblicken, in dem sie die entsprechende Tätigkeit womöglich etliche Male korrekt ausgeführt haben. Gelingt ihnen etwas nicht, liegt dies meist nicht am Erfahrungswissen, sondern am Scheitern, dieses Wissen umzusetzen. Diese Diskrepanz zwischen dem Wissen um die Einfachheit einer Aufgabe und dem konkreten Scheitern wird in der Aussage von Frau Schweri deutlich: «Ich ging in die Memory Clinic und habe dort den Mini Mental Test gemacht. Grandios gescheitert! (lacht) Das war wirklich verrückt! Also, das ist ja ein Idiotentest, bei dem du so Kreuze machen musst, absolut einfaches Zeug. Völlig gescheitert in dem Test. Vor allem eben vom Gedächtnis her. Die logischen Sachen gingen besser, aber alles, was das Kurzzeitgedächtnis betraf, hey, keine einzige Frage (lacht) konnte ich beantworten.»³⁴ Frau Schweri weiss, wie einfach der Test eigentlich wäre und wie ungeschickt sie sich dabei angestellt hat. Der Kontrast zwischen Wissen und Können sei manchmal fast nicht auszuhalten, aber zum Glück könne sie im Alltag noch über ihre Misserfolge lachen, erzählt sie in der Selbsthilfegruppe.³⁵ Dieses Beispiel macht deutlich, dass Demenzbetroffene mitunter einschät-

32 Reisberg, Barry u. a.: Evidence and mechanisms of retrogenesis in Alzheimer's and other dementias: management and treatment import. In: American Journal of Alzheimer's Disease and Other Dementias, 17/4 (2002), 202–212.

33 Vgl. Keller, Valerie: Children of Old Age? Infantilization of People with Dementia. In: Anna Wanka u. a. (Hg.): Linking Ages. A Dialogue between Childhood and Ageing Research. London, New York 2025, 276–287.

34 Interview mit Frau Schweri (Anm. 28).

35 Selbsthilfegruppe Labyrinth, 19. 7. 2018.

zen können, wie ihr Verhalten in den Augen anderer wirken mag. Dadurch wird es ihnen möglich, die Perspektive des Gegenübers auf sich selbst einzunehmen und die Situation lachend als Absurdität zu kommentieren. Das Lachen nimmt dabei die Funktion ein, von der Normalität abweichendes Verhalten zu markieren, sich selbst davon zu distanzieren und so vor Stigmatisierung zu schützen.³⁶ Das Wissen um normales Verhalten sowie die Erfahrung in der Durchführung von Tätigkeiten markieren demnach einen klaren Unterschied zur Lebenssituation als Kind. Wird eine Person mit Demenz als Kind angesprochen, wird sie behandelt, als habe sie vieles gar nie erlernt. Damit wird nicht nur die Fähigkeit zur Durchführung einer Tätigkeit in Frage gestellt, sondern auch die Zugehörigkeit zur Welt erwachsener, mündiger Personen.

In der scheinbaren Bedrohung, stufenweise ganze Entwicklungsschritte und dadurch immer mehr von sich selbst zu verlieren, werden Menschen mit Demenz grundsätzlich *vulnerabilisiert*. Alles, was noch geht, steht in Gefahr, bald nicht mehr zu gehen. Vor diesem Hintergrund zeigt sich Sinnhaftigkeit im Leben mit Demenz vordergründig darin, die eigenen Schwächen so gut es geht zu therapieren und die (noch) vorhandenen Fähigkeiten zu trainieren.³⁷ Grundsätzlich, so machen betroffene Personen deutlich, gehe es im Leben mit Demenz darum, das Fortschreiten der eigenen Demenz so lange wie möglich zu verzögern. Frau Schweri erklärt ihren Kampf gegen die Demenz wie folgt: «Also ich mache so viel! Ich lese jeden Tag auf Englisch und auf Französisch, bei dem ich siebenmal anfangen muss und mich durchkämpfe durch das Buch, mit weiss ich was für Zeichnungen – ich muss mal ein bekritzelttes Buch holen – einfach arbeiten! Und das ist ja mein Gehirntraining, also ist das auch Arbeit! [...] Ich habe keine Arbeit mehr, jetzt habe ich meine Zeit gefüllt mit einem von mir selber konzipierten Kognitionstraining. Auf verschiedenen Ebenen, und mache das knallhart jeden Tag.»³⁸ Das Kognitionstraining bezeichnet Frau Schweri als eine neue Form von Arbeit und besetzt damit eine Leerstelle, die im Leben mit Demenz aus strukturellen Gründen entstanden ist. Ihre Bemühungen, auf dem sekundären Arbeitsmarkt eine Stelle zu finden, seien umsonst gewesen. Aufgrund ihrer Demenzbetroffenheit passe sie in keine Struktur mehr, wie sie erklärt: «Danach darfst du nicht mehr. Nein, ich wäre noch heute dort! [...] ich könnte das immer noch. Diese Putzarbeiten könnte ich noch immer, das mache ich zuhause ja auch. Nein, das ist einfach gesetzlich so. [...] Weil ich Alzheimer habe, gibt es keine einzige Struktur, in die ich reinpasse. Ich wurde abgelehnt von der Behinderten-Werkstatt, obwohl ich ja eine geistige Behinderung habe, Alzheimer. Ich hatte keine Chance, dort arbeiten zu können. [...] Ich wäre der glücklichste Mensch, wenn ich zuhause Schachteln zusammenbiegen dürfte und Ende Woche eine Arbeit, die ich mit meinen Händen gemacht habe, hätte zurückgeben können und gewusst hätte, hei, jetzt hast du was Gescheites gemacht!»³⁹

36 Vgl. Keller, Valerie (Anm. 20).

37 Keller, Valerie (Anm. 20), 77–83.

38 Interview mit Frau Schweri (Anm. 28).

39 Ebd.

Das Bedürfnis, in der Gesellschaft mitzuwirken und sich sinnvoll zu betätigen, kann im Leben mit Demenz zu einer grossen Herausforderung werden. Als Folge einer alles dominierenden Vulnerabilisierung von Menschen mit Demenz beschränken sich gesellschaftliche Teilhabemöglichkeiten nicht selten auf die Rolle als Patient*in und Hersteller*in von Gesundheit – nicht nur werden Medikamente eingenommen und Tests durchgeführt, sondern auch ungesunde Lebensmittel weggelassen, Nahrungsergänzungsprodukte eingenommen, Sport und Gehirntraining betrieben. In Anbetracht des im öffentlich-medialen Demenzdiskurs stark betonten ökonomischen Faktors von Demenz drängt sich dabei der Verdacht auf, dass eine zentrale gesellschaftswirksame Aufgabe im Leben mit Demenz darin besteht, trotz des hochvulnerablen Status, der Menschen mit Demenz zuerkannt wird, die Volkswirtschaft und das Gesundheitssystem nicht allzu stark zu belasten. Bereits beim Diagnosegespräch erfahren betroffene Personen unter Umständen von der Möglichkeit, sich für die medizinisch-pharmakologische Demenzforschung zur Verfügung zu stellen und erhalten Informationen zu Therapiemöglichkeiten und (Gedächtnis-)Trainingsgruppen.⁴⁰ Andere Beteiligungen scheinen gar nicht in Betracht gezogen zu werden, denn, so Frau Schweri, werde gar nicht angenommen, dass eine Person mit Demenz überhaupt noch an der Gesellschaft teilhaben möchte: «Einfach, weil – irgendwie wurde vergessen, dass das überhaupt ein Bedürfnis sein könnte. Weil man einem Alzheimer-Patienten per se einfach nichts mehr zutraut.»⁴¹ Wenn also die Sinnhorizonte im Leben mit Demenz darauf hinauslaufen, keine allzu grosse (ökonomische und soziale) Belastung für das Umfeld und die Gesellschaft insgesamt darzustellen, steht für einige meiner Interviewpartner*innen die Frage im Raum, ob es denn nicht sinnvoller wäre, gar nicht mehr zu leben.⁴² Frau Gyger, ehemalige Ärztin mit Demenz, erklärt mir im Interview, dass ihr eine gesellschaftliche Billigung fehle, «verwelken» zu dürfen. Die Natur würde uns immer wieder vorzeigen, was Verwelkung sein könnte, und wir dürften uns auch jeden Herbst an farbigen und herabfallenden Blättern erfreuen, doch wenn der Mensch ähnliche Prozesse durchlaufe, fehle nicht nur eine derartige Freude, sondern ganz grundsätzlich eine gesellschaftliche Akzeptanz: «Für mich ist Altwerden keine Krankheit, pathologisch gesehen, sondern es ist ein Entwicklungsprozess, wie die Natur auch, Frühling, Sommer, Herbst und Winter haben wir. Kleinkind, Jugendliche, Erwachsene und jetzt bin ich im vierten Stadium, im Alter, ja? Und das sind Veränderungen und die Blätter werden welk und ich sehe überhaupt nicht ein, wir sind Teil der Natur, warum/ sogar die Autos gehen kaputt und werden alt, ne? Und dürfen/ Ich verstehe nicht, warum dieser Rhythmus als pathologisch gesehen wird.»⁴³ Viel mehr als ein medikalisiertes Leben unter einer «Glasglocke», wie Frau Gyger den konstant als Bedrohung gerahmten vulnerablen Zustand im Leben mit Demenz beschreibt, möchte sie die Erlaubnis erhalten, sich mit Leib und Seele

40 Vgl. Keller, Valerie (Anm. 20), 179.

41 Ebd.

42 Keller, Valerie: Zukunftsplanung mit Demenz. Herausforderungen, Perspektiven, Handlungspotenziale. In: Manuel Trummer u. a. (Hg.): Zeit. Zur Temporalität von Kultur. Münster, New York 2023, 293–300.

43 Interview mit Frau Gyger, Wien (AT), 8. Mai 2019.

auf ihren «Verwelkungsprozess» einzulassen.⁴⁴ Dies scheint auch für Frau Pompe, ehemalige Pflegefachkraft, die erwünschte Stossrichtung zu sein: «Ich sehe das nicht als etwas ganz Schreckliches, sondern ich sag, es ist eigentlich auch ein ... naja, – ein intensives Weggehen aus dieser Welt.»⁴⁵

Im Hinblick auf die Nichtbeachtung der Bedürfnisse und Fähigkeiten von Menschen mit Demenz und der stellvertretend für sie entwickelten Möglichkeiten der Therapie-orientierten Teilhabe zeigen sich weiter klare Hinweise auf *Entmündigungsprozesse*. Diese werden unter anderem in dem bereits ausgeführten Vergleich von Menschen mit Demenz und Kindern greifbar und setzen bereits in frühen Phasen einer demenziellen Entwicklung ein. Inkompetent wahrgenommen werden betroffene Personen mit der ersten Rahmung von Demenz, wie es das Beispiel von Frau Schweri illustriert. Um sich für eigene Anliegen einsetzen zu können und dabei nicht überhört zu werden, scheint es deshalb nicht in jeder Situation ratsam, sich als Demenzbetroffene*r zu outen. Frau Marquez verdeutlicht dies im Interview wie folgt: «Sagen wir mal, ich teile das nicht jedem mit, den ich jetzt sehe. Sage: «Ich habe Demenz» oder «bin gaga».»⁴⁶ Als Demenzbetroffene erscheine Frau Marquez *gaga* – in einem Zustand, in dem das, was sie sagt, als potenziell unwahr gilt. Denn, dass Dinge durcheinandergebracht werden und dass die Person sich nicht mehr genau erinnern kann, wie sich etwas zugetragen hat, wird als Symptom der Krankheit verstanden.⁴⁷ Vor dem Hintergrund dieser Annahme wird es für Menschen ohne Demenz sehr schwierig einzuschätzen, ob das, was die Person gerade sagt, auch wirklich der «Wahrheit» entspricht. Aus diesem Grund liegt die Deutungshoheit, was die Person mit Demenz mit ihrer Aussage *eigentlich* sagen möchte und wie sich die Dinge *eigentlich* zugetragen haben, bei einer nicht-betroffenen Person (meist aus dem nahen Umfeld). Die Person mit Demenz wird dabei zur unzuverlässigen Erzählerin, deren Wahrnehmungen, Erinnerungen und Bedürfnisse als mögliche krankheitsbedingten Illusionen abgetan werden und so in den Hintergrund treten. Anstelle dessen erhalten Menschen mit Demenz eine Stellvertretung, die die «Wahrheit» an ihrer Stelle aussprechen kann, und werden so in ihrem Mitspracherecht und ihrer Citizenship⁴⁸ eingeschränkt. Scheinbare Wahrheit wird zum definierenden Kriterium und dabei übersehen, dass Geschichten nicht nur Tatsachen, sondern etwa auch Bedürfnisse, Haltungen oder Selbstbilder zum Ausdruck bringen können.

Verstärkt werden Entmündigungsprozesse von Menschen mit Demenz weiter durch die Annahme, *Anosognosie* (mangelnde Krankheitseinsicht) sei ein Symp-

44 Ebd.

45 Interview mit Frau Pompe, Wien (AT), 4. September 2018.

46 Interview mit Frau Marquez, Wien (AT), 6. September 2018.

47 Vgl. Netzwerk Demenz: <https://www.netzwerk-demenz-loerrach.de/information/symptome/> (abgerufen: 7. 3. 2024).

48 Nach Gilmour und Branelly (2010, 243) bedeutet Citizenship nicht primär die Fähigkeit zur politischen Partizipation, sondern verweist viel eher auf eine Relation zwischen dem Subjekt und dem Staat sowie auf eine Form sozialer Praxis, Identität und Zugehörigkeit, die eine soziale Partizipation innerhalb einer Gesellschaft ermöglicht. Vgl. Gilmour, Jean A.; Brannelly, Tula: Representations of people with dementia – subaltern, person, citizen. In: Nursing Inquiry, 17 (2010), 240–247.

tom der Krankheit.⁴⁹ Wenn betroffene Personen die pathologisierende, vulnerabilisierende oder entmündigende Sicht auf sich selbst nicht bestätigen, kann dies also von Nichtbetroffenen wiederum als Symptom gerahmt werden. Damit wird es betroffenen Personen unmöglich, den erwähnten Narrativen zu widersprechen. Alles, was gesagt und getan wird, sei es Zustimmung oder Ablehnung, bestätigt die Rahmung und bringt Menschen mit Demenz so konsequent zum Verstummen.

In der Verstrickung zwischen Pathologisierung, Vulnerabilisierung und Entmündigung von Menschen mit Demenz wird deutlich, inwiefern sich diese Formen der Machtausübung gegenseitig verstärken und in ihrem Zusammenwirken betroffenen Personen systematisch verunmöglichen, diesen zu entgegnen. Eine Demenz wird als bedrohlich vulnerabler Zustand erklärt, der die betroffene Person immer mehr entmündigt. Wenn die Unmündigkeit wiederum zum Symptom einer Krankheit wird, kann Menschen mit Demenz selektiv die Fähigkeit abgesprochen werden, eine Situation «richtig» einzuschätzen und legitimiert dadurch die Nichtbeachtung von konkreten Anliegen. Sowohl die vonseiten betroffener Personen erfolgte Zurückweisung ihres sozialen Status oder ihrer gesellschaftlichen Position ausserhalb der Normalität als auch die bewusste Abweichung von gesellschaftlich akzeptierten Umgangsweisen mit der eigenen Demenz (etwa das lustvolle Einlassen auf den eigenen «Verwelkungsprozess») können als Symptome gerahmt und so ihrer gesellschaftspolitischen Wirkung beraubt werden.

Handlungspotenzialitäten

Im Folgenden soll nun herausgearbeitet werden, wie Menschen mit Demenz vor diesem Hintergrund eine Stimme entwickeln können, wie sie sich in eine Gemeinschaft einbringen und als Teil davon Sorge um sich und andere tragen können. Das scheinbar Unmögliche wird dann sichtbar, wenn Menschen ohne Demenz ihre Vorurteile über Demenz erkennen und ablegen, wenn sie einen offenen Blick praktizieren, in dem das Gegenüber mit Demenz zuerst einmal als Person wahrgenommen wird. Die Möglichkeit, Unwahrheiten zu hören, tritt dann in den Hintergrund. Sichtbar werden stattdessen Erzählungen zu Erfahrungen und Erlebnissen, werden Bedürfnisse und neue Möglichkeiten im Leben mit Demenz, die durchaus genutzt und auch in intensiver Form gelebt werden. Zwei dieser Praktiken sollen exemplarisch vorgestellt werden.

Die Grundlage, sich als Person mit Demenz in einer Gemeinschaft in subjektiv sinnvoller Weise zu beteiligen, die den Idealen der Leistung, Kognitivität und Jugendlichkeit folgt, ist zunächst einmal das Ablegen ebendieser Leitideale. Darin besteht ein grundlegendes Potenzial im «Versagen, erfolgreich zu altern».⁵⁰ Im Leben mit Demenz drängt es sich zwar auf, gewisse Ideale abzulegen, um sich

49 Vgl. dazu: Kessler, Holger.; Supprian, Tillmann: Zum Problem der Krankheitseinsicht bei Patienten mit Demenz vom Alzheimer-Typ. In: Fortschr Neurol Psychiat 2003; 71: 541–548.

50 Keller, Valerie: Failed in Aging? Queering Aging in Living with Dementia. In: Frontiers in Sociology, 8 (2023), 1–11.

selbst weiterhin achten zu können. Doch ist das Ablegen von leitenden Idealen auch eine Praxis, die zuerst einmal erlernt werden muss. Der ehemalige Seelsorger Herr Isler beschreibt diesen Lernprozess im Leben mit Demenz deshalb auch als «Loslassenmüssen, -können». Sei das Loslassenkönnen erreicht, würden sich neue Horizonte öffnen, die in eine andere Richtung gehen würden als Leistungen.⁵¹

Eine wichtige Ressource, auf die sich neue Horizonte bauen, bildet das leibliche Selbstsein und die leibliche Eingebundenheit in soziale und physische Realitäten. Thomas Fuchs⁵² folgend gehe ich davon aus, dass sich Erfahrungen im Leben – seien dies körperliche Empfindungen oder kognitive Reflexionen – im Körper sedimentieren und dadurch bei jeder Person eine ganz eigene, spezifische Leiblichkeit hervorbringen, mit der wir innerhalb der Welt agieren. Diese Leiblichkeit bietet einerseits die Basis für das Gefühl von Selbstvertrautheit, andererseits für die Fähigkeit, in Interaktion mit der Umwelt zu treten. Frau Freiberg, ehemalige Logistikfachfrau mit Demenz, macht im gemeinsamen Gespräch deutlich, dass sie sich selbst in ihrer Leiblichkeit intensiv spüre und besonders in leiblichen Relationen merke, dass sie lebe. Erzählen tut sie etwa davon, wie sie an einem regnerischen Tag in wasserdichter Fischerkleidung in den nahe gelegenen, von Wasser überquellenden Bach gestiegen sei und langsam, die Schwere und Kraft des fliessenden Wassers auf ihrem Körper spürend, bachaufwärts gegangen sei. In der Verschränkung ihres leiblichen Körpers mit der ihn umgebenden physischen Welt spürt Frau Freiberg sich selbst und ihre Eingebundenheit in eine sinnlich wahrnehmbare Welt. Sie spürt den Druck und die Temperatur von Wasser auf ihrem Körper, sie fühlt das Gewicht des Lastwagens auf der Brücke und die Kraft der Wölbung, die das Gewicht stemmt. Sie hört, sieht und riecht die Natur um sich herum und lässt sich von ihr faszinieren.⁵³ Ähnliches erzählt auch die ehemalige Ärztin Frau Gyger in Bezug auf soziale Wirklichkeiten: «Also für mich ist das Rausgehen, ich bin ein sinnlicher Mensch und ich muss riechen, schmecken, die Luft mitkriegen und die Menschen direkt spüren. [...] Und ja, auch das mit den, dass wir viele Fremdlinge in der U-Bahn haben, ich setze mich da immer dazu, ich finde das schön. Ich denke mir, ich brauche nicht mehr ins Ausland. [...] Also das sind meine Filmerlebnisse, ne? Oder jemand tut Bier ausschütten, früher war das ja nicht, jetzt tun sie sogar anzeigen, man darf nicht, man darf nicht. Und dann habe ich gerade was gegessen, das ist aber länger schon her (lacht), und hatte eine Serviette in der Hand und dann habe ich die entsetzten Blicke der Leute gesehen, wie das Bier an den Boden ist und dann habe ich dem einfach die Serviette gegeben und er hat sich hingekniet und das weggewischt, ne. Ja, und dann ist da sofort eine andere Stimmung und das ist für mich Kino. Kino live.»⁵⁴ Frau Gyger begibt sich auf Reisen durch verschiedene Kulturen, indem sie sich in der U-Bahn neben diejenigen Personen setzt, die ihr fremd vorkommen und ihr das Gefühl vermitteln, Teil einer grösseren Welt zu sein. Indem sie in ihrer Sitzwahl eine physische Nähe

51 Interview mit Herrn Isler, Luzern (CH), 8. August 2018; Vgl. auch Keller (Anm. 20), 221.

52 Fuchs, Thomas (Anm. 10).

53 Teilnehmende Beobachtung bei Frau Freiberg, Kerzers (CH), 23. Januar 2019.

54 Interview mit Frau Gyger, Wien (AT), 5. September 2018.

erzeugt, kann sie einen leiblichen Bezug zu anderen Menschen aufbauen, sie kann sie «direkt spüren», um in Frau Gygers Worten zu sprechen. Die leibliche Relation zu anderen Menschen beschreibt sie jedoch nicht ausschliesslich in passiver Weise, sondern sie tritt auch in Beziehung zu ihnen und wirkt auf sie ein. Das von ihr getätigte Anbieten einer Serviette kann die soziale Situation in ihrer Stimmung wesentlich verändern. In leibbezogener Interaktion bindet sich Frau Gyger folglich in das soziale Geschehen ein und wird Teil einer sie umgebenden Lebenswelt.

Eine weitere Praxis intensiven Lebens als Teil einer sozialen und physischen Umwelt, von der Menschen mit Demenz berichten, ist das zwischenzeitliche Ablegen einer zeitkonstruierenden Perspektive, beziehungsweise ein Umgang mit Zeit, der die leibliche Eingebundenheit umso intensiver fühlbar macht. Es geht um eine Art von Temporalität, die sich ausserhalb einer Chrononormativität bildet, sich also abwendet von einem Zeitgebrauch, der die menschlichen Körper hinsichtlich eines Höchstmasses an Profit organisiert.⁵⁵ Herr Maier, ehemaliger Kommunikationsberater mit Demenz, erklärt den Unterschied im Zeitgebrauch damit, dass er Zeit früher genutzt habe, um in einer bestimmten Zeitspanne eine bestimmte Arbeit zu erledigen. Es sei nicht darum gegangen, während des Arbeitsprozesses oder am Resultat Freude zu verspüren, zufrieden sei er mit sich gewesen, wenn er eine Deadline eingehalten habe. Heute setze er die ihm zur Verfügung stehende Zeit so ein, dass sie dem sich gerade ergebenden Moment gerecht werde. Damit sei er während der Durchführung der Tätigkeit zufrieden und würde so lange darin verweilen oder sie so lange wieder aufnehmen, dass er auch am Resultat Freude verspüren könne.⁵⁶

Im genüsslichen Ausleben von Momenten sehen auch Frau Marquez und Frau Gyger eine ganz neue Qualität. Die Zeit könne sich im Leben mit Demenz ausdehnen oder sie könne einrosten, und es könne durchaus vorkommen, dass sich Frau Marquez dabei ertappe, stundenlang Dinge in einem Kasten umgeräumt und neu sortiert zu haben.⁵⁷ Frau Gyger wiederum bemerkt, dass sie das «Leben ohne Zeit» sehr geniesse, sie könne sich so fest in einzelne Momente begeben, da könne «die Welt daneben krachen», sie würde nicht gestört. Auf einer Zeitachse verorte sie sich nur ab und zu, um mit anderen Menschen, die ihr lieb seien, in Gleichschritt zu gelangen.⁵⁸

Fazit

Mittels leiblicher Praktiken der Einbindung in eine physische und soziale Umwelt unterwandern und erweitern Menschen mit Demenz nicht nur die Vorstellung dessen, was «erfolgreiches Altern» bedeutet, sondern auch das, was in essenzialis-

55 Vgl. King, Andrew: Queer futures? Forget it! Dementia, queer theory and the limits of normativity. In: J. Aging Stud. 63 (2022), 3.

56 Interview mit Herrn Maier, Bern (CH), 25. April 2019.

57 Interview mit Frau Marquez, Wien (AT), 7. Mai 2019.

58 Interview mit Frau Gyger (Anm. 53).

tischer Weise unter Menschsein verstanden wird. Dem «aktiven, produktiven und erfolgreichen Altern»⁵⁹ liegt ein modernes Menschenbild zugrunde, das auf Idealen der Aufklärung basiert, und eine konsistente, in sich abgeschlossene, autonome und rationale Ich-Identität zum Kern eines Menschen erklärt, der die Welt um sich herum erkennt und zur Idee erhebt.⁶⁰ Und es liegt ein Menschenbild zugrunde, das sich am Referenzwert eines mittleren Alters orientiert: Einer Phase im Leben, die mit einer ausgebildeten und gefestigten Identität assoziiert wird, und in der als kognitiv agiles und körperlich gesundes Subjekt aktiv und produktiv zum Fortschritt einer Gemeinschaft beigetragen werden kann. Ganz im Sinne de Beauvoirs (1997) weichen Menschen mit Demenz in doppelter Weise und im Verlauf einer demenziellen Entwicklung immer stärker von dem ab, was unter einem Referenzwert des Menschlichen verstanden wird. Davon speisen sich einerseits die im Kontext von Demenz gebräuchlichen Metaphern des freien Falls ins Nichts, der Entleerung und Entmenschlichung,⁶¹ andererseits aber auch das Potenzial, den Referenzwert des Menschlichen in Frage zu stellen.

Im Leben mit Demenz kommen demnach zwei Differenzierungsdimensionen zusammen: die Abweichung von einem «modernen Subjekt» durch kognitive Einschränkungen und die Abweichung von einem produktiven mittleren Alter durch die Zuschreibung zu einem gebrechlichen, hohen Alter. Aufgrund einer erhöhten Sichtbarkeit von Verletzlichkeit und Endlichkeit nehmen Menschen mit Demenz eine Subjektposition ein, die von Referenzwerten des scheinbar Menschlichen abweicht und mithilfe unterschiedlicher Funktionen der Macht – Pathologisierung, Vulnerabilisierung und Entmündigung – als Abjektes und Anderes gerahmt wird. Ageism und Ableism wirken in intersektionaler Weise aufeinander ein und lassen Demenzbetroffene als eine Art Memento mori erscheinen, in dessen Antlitz sie aus ihrer Position abseits des Korridors normaler Abweichungen auf das verweisen, was Zugehörige einer Normalität von sich weisen.

In der Position im Abseits erschliessen sich Menschen mit Demenz aber nicht nur neue Räume, in denen sie in subjektiv sinnvoller und lustvoller Weise Mensch sein können, sondern relativieren gerade darin – der Akzeptanz von Relationalität, Leiblichkeit, Unabgeschlossenheit und Endlichkeit und deren Integration in ihr menschliches Selbstkonzept – gewisse Leitideale des Menschlichen.

Wird der Blick auf Menschen mit Demenz losgelöst von einem derartigen pathologisierenden Blick, der das Menschsein zu überdecken droht, werden die Stimmen von Menschen mit Demenz hörbar und die Handlungsspielräume für

59 Schroeter, Klaus; Zimmermann, Harm-Peer: *Doing Age on Local Stage*. Ein Beitrag zur Gouvernamentalität alternder Körper heute. In: Helge Mitterbauer, Katharina Scherke (Hg.): *Moderne. Kulturwissenschaftliches Jahrbuch 6: Alter(n)*. Innsbruck, Wien, Bozen 2012, 75.

60 Vgl. Merleau-Ponty, Maurice: *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin 1965, 12; Brinkmann, Malte: *Leiblichkeit und Verantwortung – phänomenologische Analyse zur Alternserfahrung und zur Ethik des Alter(n)s*. In: Dieter Ferring u. a. (Hg.): *Soziokulturelle Konstruktionen des Alters. Transdisziplinäre Perspektiven*. Würzburg 2008, 248–249.

61 Grebe, Heinrich; Gerrit, Welf-Otto; Zimmermann, Harm-Peer: «The Journey into the Land of Forgetfulness» Metaphors of Aging and Dementia in Media. In: Ulla Kriebner, Roberta Maierhofer (Hg.): *The Ages of Life. Living and Aging in Conflict*. Bielefeld 2013, 98–99.

ein gutes Altern mit Demenz sichtbar. Handlungspotenzialitäten im Leben mit Demenz lassen sich dann im Zusammenspiel von angestammtem, leiblich sedimentiertem Erfahrungswissen und akuter Erfahrung im Sinne eines Erlebens der gegenwärtigen Situation erkennen. Dieses Aufeinandertreffen zweifacher Erfahrung scheint als Ressource zu dienen, um bei einem Verlust von kognitiven Fähigkeiten weiterhin als soziales und politisches Subjekt zu handeln – als Menschen mit citizenship, die sich einbringen, und die die Leitideale dieser Gemeinschaft mitverhandeln können.

Würdigung Paula Küng-Hefti

Seit ich 2013 die Betreuung des Rezensionsteils übernahm, hat sich Paula Küng-Hefti als überaus zuverlässige und engagierte Rezensentin erwiesen, die jedes Jahr mit mehreren Rezensionen zum Gelingen des Rezensionsteils beigetragen hat.

Diesen Sommer hat sie mich informiert, dass sie mir nun die letzten zwei Rezensionen schicke, dass sie ihre Zeit zwar weiterhin mit dem Schreiben, aber nicht mit wissenschaftlicher Literatur verbringen möchte. Diese Mitteilung kam für mich nicht überraschend, denn ihren Rückzug habe ich in den letzten Jahren immer etwas befürchtet.

Somit werden in diesem Heft die beiden letzten Rezensionen von ihr erscheinen. Um etwas die Dimension ihres Schaffens zu zeigen: Seit 1996 hat Paula Küng-Hefti rund 70 Rezensionen fürs *Schweizerische Archiv für Volkskunde* geschrieben. Ihre Verbundenheit mit der Zeitschrift reicht noch weiter zurück, 1982 veröffentlichte sie den Aufsatz *Eine Basler Rätselsammlung von 1878*.⁶²

Auch wenn immer wieder die Vorstellung herumgeistert, als Rezensionsverantwortliche befände man sich in einer Position, den Diskurs des Faches zu gestalten und zu prägen, bin ich der Überzeugung, dass das Rezensionswesen vor allem von der Mitarbeit der Zutragenden lebt und dass diese mit ihrer Themensetzung den Rezensionsteil und auch etwas den Diskurs mitgestalten.

Wenn ich auf Paula Küng-Heftis Wirken als Rezensentin schaue, lassen sich ihre Schwerpunkte sehr genau herauslesen, die auch ihre Biografie und ihren Werdegang reflektieren. Ein Schwerpunkt von Paula Küng-Hefti, die deutscher wie ungarischer Muttersprache ist, ist die Beschäftigung mit der ungarischen Volkskunde/Ethnologie, was sich unter anderem in der regelmässigen Besprechung der Jahrbücher *Néprajzi értesítő* (Jahrbuch des Museums für Ethnographie) spiegelt, die uns einen Einblick in eine etwas andere, aber auch moderne und differenzierte Fachtradition eröffnen. Auch sonst lässt die Auswahl der von ihr besprochenen Bücher auf ein reges Interesse an Fragen rund um den Alltag und Medienkonsum schliessen. Bei den Medien lag der Schwerpunkt auf der Fotografie. Ein anderes Feld, dem ich manche Besprechung zu verdanken habe, sind Textilien und Kleidung. Dass Paula Küng-Hefti in Germanistik promovierte, drückt sich in ihrem Interesse an Erzählforschung und allen Arten an Erzählen aus.

An dieser Stelle möchte ich Paula Küng-Hefti für ihr jahrzehntelanges Engagement danken, ohne das der Rezensionsteil bedeutend schmaler ausgefallen wäre. Für die Zukunft wünsche ich ihr für die anstehenden Schreibprojekte alles Gute!

MERET FEHLMANN

62 Küng-Hefti, Paula: Eine Basler Rätselsammlung von 1878. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 78/1-2 (1982), S. 126–143.

Buchbesprechungen Comptes rendus des livres

**Berg, Mia und Christian Kuchler (Hg.):
@ichbinsophiescholl. Darstellung und
Diskussion von Geschichte in Social Media.
(Historische Bildung und Public History, 1).**
Göttingen: Wallstein Verlag 2023, 244 S., Ill.

«Stell dir vor, es ist 1942 auf Instagram...»¹
So beginnt auf dem Instagram-Kanal
@ichbinsophiescholl im April 2021 das
Erinnerungsprojekt, das von den
Produktionsfirmen SWR und BR produziert
wurde. Über zehn Monate hinweg wurde
hier die NS-Widerstandskämpferin Sophie
Scholl in ihren letzten Monaten porträtiert
und remediatisiert dargestellt. Das Projekt
@ichbinsophiescholl liess dabei viel Kritik
rund um die Erinnerungskultur und Public
History in Deutschland aufkommen. Nun
endlich, zwei Jahre nach dem Ende des
Projektes, gibt es einen Sammelband, der
@ichbinsophiescholl interdisziplinär ein-
ordnet sowie Rezeption und Kritik disku-
tiert: Das gleichnamige Buch *ichbin-
sophiescholl*, herausgegeben von Mia Berg
und Christian Kuchler, stellt mit dem Un-
tertitel *Die Darstellung und Diskussion von
Geschichte in Social Media* ins Zentrum.
Der Band ist in fünf Teile gegliedert und
umfasst eine historische Einordnung, die
Produktion, die Rezeption und Aneignung,
Beiträge zu Studien rund um das Projekt

sowie eine Perspektivierung am Ende des
Bandes. Die Beiträge befassen sich auf
gelungene Weise mit komplexen Fragen
der historischen Darstellung in sozialen
Medien und mit den daraus resultierenden
Herausforderungen und Chancen für inno-
vative Erinnerungspraktiken, die auch ein
jüngeres Publikum erreichen sollen.

In ihrer Einführung geben Mia Berg,
wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich
Geschichtsdidaktik und Public History, und
Christian Kuchler, Professor für Neueste
Geschichte an der Ludwig-Maximilians-
Universität München, einen Überblick über
die kontrafaktische Anlage des Projektes.
Der erste Teil zur historischen Einord-
nung des Projektes @ichbinsophiescholl
beginnt mit Hans Günter Hockerts’
Beitrag «History and Memory. Sophie
Scholl in der biografischen Forschung
und im Boom der Erinnerung». Hockerts,
Professor für Neueste Geschichte an der
Ludwig-Maximilian-Universität München,
skizziert die biografische Entwicklung von
Sophie Scholl und die Veränderungen der
Erinnerung an ihre Person. Er beleuchtet,
wie Sophie Scholl zur Ikone der deutschen
Geschichte wurde, deren Symbolkraft sich
über die Jahrzehnte entwickelte und durch
verschiedene Medien adaptiert wurde. Nils
Steffen, Koordinator des Arbeitsfelds Public
History an der Universität Hamburg, be-
handelt in seinem Beitrag die zunehmende
Verflechtung von Geschichtsdarstellungen
und den sozialen Medien. Steffen zeigt auf,

1 Sophie Scholl: @ichbinsophiescholl. In:
Instagram, [www.instagram.com/ichbin-
sophiescholl/?hl=de](https://www.instagram.com/ichbinsophiescholl/?hl=de) (abgerufen: 6. 8. 2024).

wie Social-Media-Plattformen als experimentelle Kommunikationslabore fungieren und welche Herausforderungen diese für die traditionelle Geschichtswissenschaft darstellen.

Mit dem Projektbericht von Lydia Leipert, Teamlead Film Digital beim Bayerischen Rundfunk, beginnt der zweite Abschnitt des Buches, der sich der Produktion des Erinnerungsprojektes widmet. Leipert berichtet, wie das Projekt startete, aufgebaut wurde und auch wie die Durchführung verlief. Neben einem Projektbericht werden hier bereits auch Überlegungen und Herausforderungen zu historischer Korrektheit und fiktionalisierter Authentizität verhandelt. Tobias Ebbrecht-Hartmann, Senior Lecturer für visuelle Kultur, Film- und Europastudien an der Hebrew University Jerusalem, vergleicht in seinem Beitrag das Projekt *@ichbinsophiescholl* mit ähnlichen historischen Social-Media-Projekten wie *@eva.stories*.² Er beleuchtet die Ästhetik und Intimität dieser Formate und deren Wirkung auf das Publikum. Christian Schwarzenegger und Erik Koenen von der Universität Bremen untersuchen in ihrem Beitrag die Erzählweise und mediale Inszenierung des Kanals. Sie betonen die rekonstruktiven und selektiven Aspekte der erinnerungskulturellen Projekte und deren Rolle in der gegenwärtigen Erinnerungskultur.

Ein umfassender Abschnitt über die Rezeption und Aneignung des Projekts wird durch den Beitrag von Tanja Thomas und Martina Thiele von der Eberhard Karls Universität Tübingen eingeleitet. Sie diskutieren die transmedialen Kontroversen und die kommunikative Natur der Erinnerung in digitalen Medien. Ein Team des Leibniz-Instituts für Medienforschung,

bestehend aus Hans-Ulrich Wagner, Jan Rau, Daria Chepurko, Clara Linnekugel und Daniel Wehrend, präsentiert in einer Mixed-Methods-Analyse von User*innen-Interaktionen und Kommentaren die verschiedenen Formen des Identitäts-, Beziehungs- und Informationsmanagements der Nutzer*innen. Nora Hespers und Charlotte Jahnz als exponierte Kritikerinnen des Kanals äussern danach scharf ihre Bedenken und kritisieren die Fragmentierung und Subjektivität der Inhalte sowie den fehlenden historischen Kontext des Projektes.

Im vierten Abschnitt des Buches werden diverse Aspekte behandelt. Zu Beginn geht Christian Kuchler der Frage nach, wie Schüler*innen den Kanal wahrnehmen und nutzen. Dario Treiber stellt in seinem Beitrag die ersten Ergebnisse einer Studie vor, welche die emotionale Involviertheit von Schüler*innen und deren Auswirkung auf Geschichtsdidaktik untersucht. In einem weiteren Beitrag werden die parasozialen Beziehungen, die Nutzer*innen zum Kanal aufbauen, sowie deren Auswirkungen auf die historische Wahrnehmung und das Geschichtsbewusstsein der Nutzer*innen von Mia Berg, Elena Lewers, Jessica Szczuka und Lea Frentzel-Beyme diskutiert.

Dankenswerterweise folgen im letzten Kapitel zwei Beiträge, die zu einer grösseren Perspektivierung des Projektes beitragen. Mia Berg wirft einen allgemeineren Blick auf die methodischen Herausforderungen und Potenziale der interdisziplinären Erforschung sozialer Medien in der Geschichtswissenschaft und fasst damit viele Inhalte der Beiträge des Buches nochmals zusammen, verbindet und perspektiviert diese. Zum Abschluss fasst Christian Bunnenberg anhand der öffentlichen Kritik Jan Böhmermanns die drei grössten Kritikpunkte am Projekt *@ichbinsophiescholl* zusammen: die Minimierung der Distanz von Vergangenheit und Gegenwart, die fehlende Kontextualisierung, Quellenkritik und fehlende Quellenbelege für das

2 Eva (@eva.stories) versucht seit 2019, für junge Leute die Erinnerungen an die Geschichte des Holocausts wachzuhalten, vgl. Instagram, <https://instagram.com/eva.stories/?hl=de> (abgerufen 12. 6. 2024)

remediatisiert Dargestellte sowie die Frage nach der Verantwortlichkeit. Dass sich die Expert*innen aus der Geschichtswissenschaft, gerade aus dem Bereich der Public History, in dem Feld mehr einbringen müssen, bleibt anzumerken.

«@ichbinsophiescholl. Darstellung und Diskussion von Geschichte in Social Media» zeichnet anhand des Projektes *@ichbinsophiescholl* ein nuanciertes Bild von Public History und Erinnerungspraktiken im digitalen Zeitalter. Der Band bietet eine umfassende und interdisziplinäre Untersuchung, die die vielfältigen Perspektiven und Herausforderungen, die mit remediatisierten, historischen Darstellungen in sozialen Medien einhergehen, aufzeigt. Durch die verschiedenen Ansätze der einzelnen Beiträge können die Potenziale und Grenzen von Public History in der digitalen Welt kohärent dargestellt werden. Insgesamt bietet der Band eine gute Grundlage für Diskussionen über Erinnerungspraktiken sowie weitere Forschungen.

JULIA ANDREA MERZ

Giersberg, Bettina: Die Kunst der Imitation. Glarner Textildruck.

Zürich: Hier und Jetzt, 2022, 145 S., Ill.

Die Autorin Bettina Giersberg ist promovierte Historikerin und war bis Ende 2023 Kuratorin des Textilarchivs des Museums des Landes Glarus in Näfels. Geplant war eine Ausstellung mit Stoffen aus dessen Fundus. Leider wurde die Ausstellung im Freulerpalast aus äusseren Gründen, die Mehrkosten verursacht hätten, abgesagt. Erschienen ist ein prachtvoller Bildband über die Geschichte des Glarner Textildruckes. Das Buch soll die Geschichte des Kantons Glarus als wegweisenden Industrieort vermitteln, dessen Vorreiterrolle im Textil- und Färbewesen auf das 18. Jahrhundert zurückgeht. Ennenda, der Vorort der Kantonshauptstadt am rechten

Ufer der Linth, stand in direkter Verbindung mit den grössten Häfen Europas sowie über das europäische Ausland hinaus mit allen Kontinenten, und war zeitweise im 19. Jahrhundert eine der reichsten Gemeinden der Schweiz.

Die Zeit des Indigo, das im 18. Jahrhundert vorherrschte, wird im Band nicht thematisiert, dafür wird die Geschichte, Herstellung und Vermarktung des «Türkisch-Rot» präsentiert. Dieses Färbemittel aus der Wurzel des Färberkrapps ergab Baumwolle in satten Rottönen. Bis heute bekannt ist das «Glarner Tüchli», das für Glarus und die Schweiz steht, obgleich es mit seinen orientalisierenden Mustern ein Migrationskind der Textilindustrie ist.

Beim Lesen beeindruckte mich die Leichtigkeit, mit der die Autorin die abgebildeten Textilien mit ihrem Kontext, der von bedeutenden technischen und historischen Veränderungen geprägt war, verbindet.

Es tauchen immer wieder dieselben Firmen- beziehungsweise Familiennamen auf. Es herrschte schärfste Konkurrenz, aber es gab auch Bündnisse, Übernahmen, Weitergaben und letztlich ein Zusammengehen zum Wohle des Landes und der Arbeiterschaft. Als sich Anfang des 20. Jahrhunderts das Ende der Baumwollstoffdruckereien abzeichnete, sprang die Haute-Couture in die Bresche mit ihrem Verlangen nach hochwertigen Seidenstoffen mit leuchtenden Farbmustern. Ein Pionier war der Designer Erich Biehle, dessen zu Kreationen verarbeitete Stoffe über den Catwalk der grossen Modehäuser schwebten. Die Produktion der Seidendruckerei Mitloedi AG befand sich im gleichnamigen Dorf neben Glarus, am südlichen Ende des Hauptortes, gelegen. Bedruckte Seidenstoffe waren auch früher schon eine Spezialität dieser Stoffdruckerei gewesen, aber ihre tragende Rolle entwickelte sie erst im 20. Jahrhundert. Sie stand in der Tradition der Ursprünge, denn Seidenstoffe waren seit

langem verbreitet im südostasiatischen Raum (mit der Färbetechnik Batik oder Plangi).

Eine weitere Druckerei engagierte sich für die Fortführung der Glarner Tradition, nämlich die Firma Hohlenstein. Anders als die anderen Druckereien trug sie keinen Familiennamen als Firmenbezeichnung, sondern eine geografische Besonderheit (Höhlen) in der Nähe von Netstal und Näfels. Die Druckerei stand vor allem der kirchlichen Mission zu Diensten und zeigte besonders deutlich die einst übliche Kreislaufwirtschaft. Seit dem 21. Jahrhundert sind die hier besprochenen Textilien in die Kritik des Postkolonialismus geraten. Während Imitation, das heisst das genaue Kopieren der fremdländischen Muster, verbreitet war und auch einen guten Absatz in den Ursprungsländern versprach, spricht man heute von kultureller Appropriation, denn die vorliegende Kunst verdanken wir Indonesien, Indien, Ost- und Westafrika. Nun die Übernahmen sind Tatsache, umso wichtiger ist es, mit Offenheit und Dankbarkeit dieses Erbe zu schätzen, in seinen Zusammenhängen zu zeigen und zu würdigen.

PAULA KÜNG-HEFTI

Miller, Daniel: *The Good Enough Life*.

Cambridge: Polity, 2024, vii + 354 S.

«Das gute Leben» ist ein Konzept, welches in der westlichen Philosophie seit Aristoteles auch unter dem Begriff Eudaimonia – das vollkommene Leben – immer wieder neu bearbeitet worden ist. Was Daniel Miller mit dem Titel *The Good Enough Life* sagen möchte, lässt sich schwer auf Deutsch übersetzen, denn die Wiedergabe mit das «ausreichende» oder «genügende» Leben vermittelt nicht, worum es ihm geht. Miller kombiniert hier alternierend seine Ethnografie der irischen Kleinstadt Cuan mit unterschiedlichen philosophischen Vorstellungen davon, was «das gute Leben»

sei, um aus diesen zwei Quellen Einsichten zu destillieren, wie «Leben sein könnte und sollte» (S. 1). Denn, so Miller, gibt es Demografiken, die sich in Cuan-ähnlichen Orten nachweisen lassen, wo die Lebensqualität und die Einstellung gegenüber dem Ort und den Möglichkeiten sozialen Zusammenhaltes sich nicht einmal mit «passabel» beschreiben lassen würden. In Cuan dagegen konnte Miller die Qualität eines umsichtigen Miteinanders erfassen, das er als schon fast wohltuend wahrnahm. Mit «gut genug» möchte er das Augenmerk darauf richten, was die Einwohner*innen von Cuan für ihren Ort und füreinander leisten und geleistet haben und wie sie sich damit eine Zufriedenheit schaffen, in welcher es sich gut lebt, selbst wenn nicht alles perfekt ist. Er leiht sich das «gut genug» vom Psychologen David Winnicott aus, der unter dem Begriff «good enough mothering» all das subsummierte, was Mütter in oft schwierigen Umständen dennoch zu leisten vermögen, um damit der häufig geäußerten oder verspürten (Selbst-)Kritik im Sinne von «nicht gut genug» Lob entgegenzusetzen (S. 3).

Miller ist mittlerweile siebzig und hat ein reichhaltiges Œuvre zu materieller Kultur, Konsum, sowie Nutzungsweisen sozialer Medien im kulturellen Vergleich geschaffen. Zu letzterem hat er an seiner Wirkungsstätte, dem University College London, auch das Centre for Digital Anthropology mitbegründet. *The Good Enough Life* erwuchs neben Millers ERC-Projekt *The Anthropology of Smartphones and Smart Ageing*, in dessen Rahmen er gemeinsam mit Pauline Garvey eine der zahlreichen Fallstudien verfasste. Wer etwa Millers Porträtstudie zu Facebook kennt (*Tales from Facebook*. London: Polity, 2011), wird nicht überrascht sein, dass sein Verständnis von Smartphones im Altern auf dichter teilnehmender Beobachtung *in situ* beruht. Daraus erwuchs das Fundament für das vorliegende Werk. Miller hat sechzehn Monate in

Cuan gelebt, eine Vielzahl von Interviews geführt, sich in soziale Felder eingebracht und an Vergnügungen teilgenommen, die von Vereinsunterfangen über regelmässiges Bingo bis zu Sportanlässen reichten. Hieraus gewann er die Überzeugung, dass der Ort auch ideal sei für das Experiment eines Vergleichs von ethnografisch erfasstem und philosophisch entworfenem «guten Leben».

Alternde Menschen mögen einen höheren Anteil der Bevölkerung von Cuan ausmachen, aber ihr Bestreben ist es, den Ort so zu gestalten, dass Kinder bleiben oder wiederkehren. Die heute Alternden waren einst Zugezogene («blow-ins») in das, was ursprünglich eher ein Fischereihafen, danach ein Urlaubsort und schliesslich ein mittelschichtig geprägter Ort vor allem für Menschen war, die zur Arbeit nach Dublin pendeln. Die sechs ethnografischen Kapitel suchen nach dieser Lebensqualität in den Topoi Freiheit, Sättigung, Ungleichheit/Drogen/Depression, Sport, Gemeinschaft, und Engagement mit der Welt. Anhand des ersten Themas, Freiheit, soll verdeutlicht werden, wie Miller arbeitet. Freiheit ergibt sich in einem irischen Setting des 21. Jahrhunderts zum einen aus sozioökonomischer Transformation: Skandale der katholischen Kirche liessen den fast eisern religiös geprägten Rahmen des Staates bröckeln und machten Raum für eine liberale Gesinnung mit tiefen Auswirkungen ins soziale Leben. Irlands wirtschaftliches Hoch, der sogenannte Celtic Tiger – obwohl 2008 jäh unterbrochen –, veränderte die Lebensqualität einer, wenn auch nicht armen, so doch eher an Prekarität orientierten Gesellschaft. Beides schaffte gerade für Menschen, die die erstickende Macht des Katholizismus noch selbst erlebten, Raum für eine neue zwischenmenschliche Beweglichkeit. Für angehende Pensionist*innen kommt dazu die Freiheit von Berufsarbeit, Familienverpflichtung und eine Bewegung in Richtung einer gewählten statt einer aufgedruckten Identität. Wiewohl Millers Gewährsperso-

nen selbst nicht den Begriff Freiheit verwendeten, so ergab sich diese Beobachtung aus der Feldforschung. Hatten manche Gesprächspartner noch das Joch des Unterrichts von Nonnen und den Zwang, die keltische Sprache zu nutzen und damit eine irische Identität an den Tag zu legen, erlebt, so zeigen sich jetzt Tendenzen zu einer blühenden irischen Identität, weil jede*r selbst wählen darf, was davon von Interesse ist (S. 61). Hiermit paart Miller dann ein Kapitel zu Philosoph*innen, die sich mit Freiheit befasst haben. Miller erörtert unterschiedliche Ansätze von Jean-Paul Sartre, Isaiah Berlin sowie Amartya Sen und Martha Nussbaum. Im Vergleich der drei Ansätze kommt er zum Schluss, dass Sen und Nussbaum mit einer pluralistischen Konzeption von Freiheit – die nicht auf das Individuum, sondern auf die *polis* fokussiert und die sich zudem praxisorientiert statt abstrakt oder ontologisch mit Freiheit befasst –, sich am deutlichsten mit den ethnografisch in Cuan wahrgenommenen Freiheiten verquicken. Gleichwohl zeigt Miller auch, wie die beiden anderen Ansätze anhand der Ethnografie überprüft werden können.

Miller möchte seine Studie verstanden wissen als Mission für «a more equal and sidewise relationship between anthropology and philosophy, by focusing upon the insights gained when philosophical questions are reconsidered within the messy context of everyday lives» (S. 24). In jedem der folgenden Kapitel finden sich Beschreibungen, Aussagen und Schlussfolgerungen, die anregen – sowohl was die ethnografischen Befunde betrifft wie auch das Eröffnen philosophischer Denktraditionen. Wer selbst nicht Philosophie studiert hat, wird zum Beispiel auch nicht unbedingt wissen, dass – zumindest gemäss Millers Wissensstand – die zentralen Ideale, aus welchen sich die klassische griechische Philosophie und Demokratie entwickelten, aus dem Sport, spezifisch den

Olympischen Spielen, abgeleitet wurden. Demokratie bedeutete Gleichheit unter dem Gesetz, genauso wie gleichermassen nackte Körper, ihres Status entkleidet, sich in den Spielen miteinandermassen (S. 200). Zu diesen Überlegungen gelangt Miller, nachdem er die Rolle von Körper und Sport in Cuan in Kapitel 7 aufgerollt und dort die Omnipräsenz von Sportvereinen und Anlässen nachwiesen hat, geleitet von einem Ethos, sich gemeinsam mit andern physisch fit und damit auch für das Gemeinwohl nützlich zu erhalten.

Für diese Leserin, die ein nicht sehr solides philosophisches Fundament mitbringt, stiessen auch andere von Millers Skizzen und Aussagen auf Resonanz. So basiert Millers Kritik von Horkheimer und Adornos *Dialektik der Aufklärung* von 1944 nicht etwa auf deren Aufdecken der Hintergründe der Kulturindustrie, sondern auf deren «appalling and unnecessary elitism and degradation» derjenigen, die Massenkultur konsumierten (S. 109) – eine Positionalität also, die ein Ethnograf wie Miller, der die biografische und Alltagsintegration von Konsumgütern intensiv studiert hat, korrigieren muss. Diese Kritik folgt auf das ethnografische Kapitel 3, das sich unter dem Titel «The First Satiabile Society» mit dem Umgang mit Gütern unter den Bewohner*innen von Cuan befasst. Dort fand er zumindest in Teilen die Verneinung einer als vulgär empfundenen «conspicuous consumption» und stattdessen elegante Praktiken der Sparsamkeit. Indem er das 5. Kapitel Cuans Wohnviertel mit sozialem Wohnungsbau widmet und damit auf prekäre Lebenssituationen, Umgang mit Drogen und die Präsenz von Depression eingeht, will Miller auch verdeutlichen, dass die «model society», die er in Cuan vorfand, ihre blinden Flecken hat, dass manche Gewährspersonen erst im Verlauf eines biografischen Interviews realisierten, dass sie ehemalige Klassenkamerad*innen aus den Augen verloren hatten, weil

diese im Vartry Estate – eigentlich stadtplanerisch fast mittig in Cuan – wohnten. Um die offensichtliche Ungleichheit, die auch in Cuan existiert, mit Philosophie zusammenzuführen, greift Miller John Rawls und das philosophische Gedankengut zu Gerechtigkeit und Fairness auf und kann zeigen, dass die Bürger*innen von Cuan sich auch dank wandelnder zeithistorischer Kontexte und dank mancher ihrer Wohlfahrtsprojekte immerhin näher an eine gerechtere Gesellschaft im Sinne von Rawls bewegt haben.

Im Schlusskapitel beurteilt Miller selbst, welche seiner Vergleiche beziehungsweise welches Nebeneinanderstellen von Ethnografie und Philosophie besser, welche weniger deutlich gelungen sind. Das Ziel, in einem Fach, in dem man heute (zu Recht, wie auch Miller durchaus sagen würde) oft bedrängte, marginalisierte, leidende Gruppierungen ethnografisch greifbar macht, für einmal eine «virtuous society» vorzustellen, gelingt in ausgesprochen anregender Weise. Miller will mitnichten Fachgrenzen aufheben, aber durch die Konfrontation von Lebensrealitäten, wie sie eigentlich nur dichte Langzeitethnografie aufzeigen kann, mit philosophischen Kernkonzepten zum guten Leben wird die Relevanz beider Arbeitsweisen in stimulierender Weise verdeutlicht.

REGINA F. BENDIX

Schmidt, Stefanie: Affekt und Polizei. Eine Ethnografie der Wut in der exekutiven Polizeiarbeit.

Bielefeld: Transkript, 2023, 364 S., Ill.

Die Kulturanthropologin Stefanie Schmidt hat mit *Affekt und Polizei* eine Ethnografie nicht über die Polizei, sondern über Wutpraktiken im Rahmen polizeilicher Arbeit vorgelegt, die es sich nicht nur für Polizist:innen, sondern auch für Kulturwissenschaftler:innen, Narrationsforscher:innen

und an Emotionsarbeit Interessierte sehr zu lesen lohnt. Ist es also ein Buch über Polizeigewalt, wird man fragen. Die Antwort ist: ja. Aber sie ist mehr als das. Sie ist eine besonnene, differenziert schildernde Analyse zu verschiedenen Selbstnarrativen, Wutpraktiken und Gewalthandlungen im Arbeitsalltag von deutschen Polizist:innen vom Schimpfen über Falschparker:innen über den kollektiven Schlagstockeinsatz bei Demonstrationen bis hin zur indirekten Machtausübung beim Kodieren und Dekorieren von Delikten.

Polizeiarbeit ist definiert als eine Arbeit, die Gewaltanwendung nicht ablehnt, sondern vielmehr verlangt. Polizist:innen gelten als *violence worker*,³ weil Gewaltausübung zu ihrem Beruf und Arbeitsalltag dazugehört. Denn «[j]eder Polizist ist potenzieller Ort der Transformation staatlich durch Gewaltlizenzen delegierter Macht durch private Willkür» (9), wie die Autorin angelehnt an den Gewaltforscher Jan Philip Reemtsma erinnert. Schmidts Studie fragt nun «nach dem Verhältnis von (Gewalt-) Arbeit und Affekt im polizeilichen Alltag» (10) und somit danach, wie Polizist:innen mit Gewalt und Emotionen zu arbeiten lernen, warum sie Gewalt anwenden sollen, was situativ als Masshalten gedeutet wird, wo sie Spielräume wahrnehmen, auch eigene Wut noch zum Gewalthandeln zu mobilisieren, und wie Narrative klingen, wenn sie die eigene Emotionspraxis nicht mehr (unter Kontrolle) hatten.

Um in späteren Teilen der Arbeit auch über Masslosigkeit in der Gewaltanwendung, über kollektive Eskalation bei Grossveranstaltungen, über strukturellen Rassismus und Wut in der Polizeiarbeit sprechen zu können, wo diese nicht als legitim dargestellt werden können, ohne die Verortung einer analytisch genauen Wissenschaftlerin zu verlassen, ist Stefanie

Schmidts Studie entlang einer schrittweisen Argumentation aufgebaut:

Der erste Teil der Arbeit gibt den Lesenden eine Übersicht über die Thematik und das inzwischen breite Feld kultur- anthropologischer Forschung über Polizeien im deutsch- und englischsprachigen Raum (9–18). Eine Einführung in den Arbeitsalltag von Polizist:innen und das Schwanken zwischen Langeweile und Eskalation führt behutsam in den Arbeitsalltag von Polizist:innen und die dazugehörigen Gefühlsstrukturen ein. Im Folgenden stellt die Autorin praxistheoretische Emotionstheorien (und weniger breit den Begriff des Affekts) vor und verdichtet sie mit *doing anger* auf den Fall der Polizeiarbeit, um sodann mit ersten Auszügen aus ihren Feldnotizen die methodische Vorgehensweise und Selbstpositionierung darzustellen.

Der zweite Teil widmet sich entlang von Beschreibungen der Arbeit auf der Wache bei der Annahme von Notfällen wie beim «ersten Angriff», also der Fahrt zu neu gemeldeten Einsätzen, den Begriffen der Neutralität, der Objektivität – etwa beim Verfassen von Berichten, aus denen die eigenen Emotionen rausgenommen werden sollen –, sowie der Dispositive Sicherheit und Ordnung, wobei der polizeiliche Ordnungsbegriff diese im Singular denkt und Sicherheit vor allem durch Präsenz und potenzielle Durchgriffsstärke performt wird. Ordnung wird dabei zu einem handlungsanleitenden Konzept. Polizist:innen versuchen ihr Verhalten zu ent-emotionalisieren, um legitime, neutrale, aber ordnende Repräsentant:innen des Staats zu sein.

Im grossen Analyseteil (III. Teil) geht es dann um Emotionsarbeit und Affekt in verschiedenen Einsatzbereichen. Performative Wut- und Aggressionspraktiken werden hier praxistheoretisch im Kontext polizeilicher Sinnstiftung und Weltdeutung betrachtet – im Arbeitsbereich von Streifen- und Verkehrspolizei

3 Seigel, Micol: *Violence Work. State Power and the Limits of Police*. Durham: Duke University Press, 2018.

sowie bei Grossveranstaltungen mit Bereitschaftspolizist:innen. Am Begriff der «Wutfigurationen» stellt Schmidt hier zunächst dar, dass Polizist:innen sich als weitgehend entemotionalisiert sehen und dies auch einüben. Gewalt dient ihnen, ihrer Wahrnehmung nach, lediglich als Arbeitsmittel; die Wut anderer Personen wird als Arbeitsgegenstand klassifiziert, auf den sie zu reagieren haben.

Sprachliche Wut- und Aggressionspraktiken und deren Bezüge zu verkörperter Gewalt werden im Unterkapitel «Vom Schimpfen zum Hieb» diskutiert: Schimpfen wird hier als benennende, mobilisierende wie regulative Emotionspraktik analysiert, die der Fremd- und Selbstverortung dient.

Mit einer Fokussierung auf die Angemessenheit polizeilicher (Re-)Aktionen («Maßhalten und Maßlosigkeit») wird sodann nicht nur performierte Aggressivität betrachtet, die nicht zuletzt zur Deeskalation eingesetzt werden soll, sondern auch das Gewalttätigsein als Teil polizeilicher Arbeit, wobei hier auch Gewalt beschrieben, analysiert und narrativ dekodiert wird, die nicht als angemessen gedeutet werden kann.

Grossereignisse, bei denen einige Teilnehmende als aggressiv eingestuft werden, wie sie mit Fussballspielen oder Demonstrationen zusammenhängen können, werden schliesslich im Kapitel «Kollektive Aggressivität – kollektive Gewalt» in den Blick genommen. Produktion und Effekte affektiver Atmosphären durch gemeinsames narratives, sinnliches und körperliches Erleben stehen hier im Vordergrund, insbesondere wieder in Hinblick auf den Eindruck angemessener polizeilicher Eingriffe und Gewalttätigkeiten.

Das Thema «[e]ntglittene Gewalt» (287), das bei Polizeigewalt schnell in den Sinn kommt, wird in der Ethnografie also erst spät nachvollzogen; auch die gewaltvollen Zusammenstösse zwischen linken Demonstrierenden und Polizist:innen

werden erst im letzten analytischen Kapitel (295) – zusammen mit der Analyse zum Polizieren von Fussballgrossveranstaltungen analysiert. Diese Platzierung im Buch scheint strategisch zu sein und ich möchte sie als gelungen bewerten. So wird ein kritischer Blick auf das Emotionshandeln der Polizei schon deutlich früher erbracht und zwar in allen denkbaren Einsatzgebieten, die die Ethnografin beforschen konnte – auf der Wache beim um «Neutralität» bemühten (124), aber nicht positionslosen Schreiben von Berichten (136), beim Ko- und Dekodieren (107) von Notruf-Meldungen, beim Verhandeln und erzieherisch-schimpfenden Bewerten von Verkehrsdelikten (233), bei rassistischen Deutungsweisen (196) bei Ruhestörungen, Überfällen und Schlägereien und beim Kaffeetrinken unter Kolleg:innen (Teil III, 5. Kapitel).

Schmidt beginnt ihre Ethnografie mit der Einführung der Bezeichnungen «doing anger», «Wutpraktiken» und «Emotionshandeln», die sie unter anderem von Fassins Reflexionen über Emotionen im Polizeihandeln (9), Rosenweins «emotional communities» (39, 48), Hochschilds «feeling rules» (46), Reddys «emotives» (45 f.), aus der Rechtsgeschichte und bisweilen kulturhistorisch, vor allem aber von Monique Scheers «emotionalen Praktiken» (42) herleitet und somit als habituell, nicht-strategisch, aber handlungsrelevant, als Diskurse und handelnde Akteur:innen einbeziehend fasst. Emotionen sind laut Scheer «something we do – and that we do with our entire bodies».⁴ Den Affekt deutet Schmidt mit Scheer als eine spezifische Emotionspraxis, auf ihm liegt allerdings nicht der theoretische Fokus. Auch Atmosphären oder Stimmungen, die kulturwissenschaftliche Zugangsweisen zum Fühlen darstellen,

4 Scheer, Monique: Are emotions a kind of practice (and is that what makes them have a history)? A Bourdieuan Approach to Understanding Emotion. In: History and Theory 51 (2): 193–220, 196.

werden dem Primat des Emotionshandelns untergeordnet, wohl weil sie besser an die Praxistheorie anknüpfen. Emotionen sind demnach etwas, das durch Praktiken und Körperhandeln aktiv hervorgebracht wird (43), das den Körper nicht überflutet. Wutpraktiken werden hier «eingeübt und ausgedrückt, erlernt und gesteuert und sind Ergebnis einer körperlichen Einschreibung von Diskursen, Machtkonstellationen und Wissensordnungen» (38).

Diese Begrifflichkeiten erlauben es Schmidt, stets analytische Distanz zu wahren, von persönlichen Anklagen gegen das Forschungsfeld abzusehen, und Wuthandeln unterschiedlicher Personen nachzuvollziehen. Denn ein *doing anger* erzwingt die Einbeziehung von handlungsleitenden und Einordnungen vorantreibenden Diskursen, mit denen etwa entschieden wird, wann welche Praxis als angemessen gilt, um zu verstehen, wann Polizist:innen erzieherische Eigenwirksamkeit spüren, und wie die Normen (154) und Kategorien (213) aussehen, an denen sich ihr Handeln orientiert. Schliesslich können Wut und Masshalten zu einem «Kapital» (33) der Polizei werden, mit dem die Autorität, Kontrolle und Gewaltbereitschaft des Staates nach aussen hergestellt wird, um das zu verteidigen, was sie die «gute Ordnung» (154) nennen. Es kommt zu einer hegemonial-wirkmächtigen Selbstfiguration der Polizist:innen als Gesetzeshüter:innen, die dadurch stets auf der «richtigen Seite» zu stehen scheinen (17, 175).

Methodisch begreift Schmidt ihr Forschungsfeld – so erwartbar wie sinnvoll – als Assemblage (58). Sie interessierte sich fürs «*doing anger* im konkreten Vollzug» (57) und stützt sich dabei neben der Einbeziehung von medialen Berichten, gesammelten Materialien und Kommunikationen online vor allem auf 43 qualitative Einzelinterviews, davon Leitfadeninterviews mit insgesamt 23 Einzelpersonen der Schutz- und Kriminalpolizei und vier Gruppen-

interviews mit Bereitschaftspolizist:innen (59, 77). Zusätzliche Tiefe erhält die Studie durch längere Phasen der Feldforschung als «Praktikantin» (67) in Frankfurt am Main wie in Berlin. Sie begleitete zwei Schutzpolizeien (Streife, Anzeigenaufnahme, erster Angriff) und zudem die Bereitschaftspolizei, die für Demonstrationen, Fussballspiele, Staatsbesuche, Naturkatastrophen zuständig ist, bei ihren Einsätzen und Tätigkeiten. Unterwegs mit einer neonfarbenen Weste bekleidet, wurde sie stets als zur Polizei gehörig, wenn auch nicht Uniform tragend etikettiert, was sie als Einschränkung ihrer wissenschaftlichen Neutralität empfinden musste (69). Doch das Forschen bei der Polizei gilt allgemein als schwierig in Zugang und Durchführung (62) und erfolgt offenbar nur unter Einhaltung präziser Vorgaben. Dessen ungeachtet kommt die Autorin offenbar nah an das Geschehen heran, ist stets mit dabei, wenn auch in einer passiven Rolle.

Schmidts Blick fokussiert in ihren Feldnotizen die unspektakulären Alltagsereignisse, die das Arbeiten prägen, um ein grundlegendes Verständnis der strukturgebenden Narrative, Sinngebungen und Wutpraktiken zu erhalten. Ethnografische Vignetten und Interviewausschnitte werden stets – das war auch eines ihrer Ziele – mit der Analyse verknüpft (221). Dieses stufenweise erklärende und argumentierende Vorgehen gelingt der Autorin besonders vorbildlich. Die Datenmengen, in die sie dabei Einblick gibt, sind umfangreich und sie werden stets in die Analyse eingebunden. Jede Schilderung ist eindrücklich, jede Erklärung nachvollziehbar. Das liegt nicht zuletzt daran, dass die Autorin ein gutes Gespür für Narrative hat.

Es passiert zwar meist nichts, es könnte aber immer alles passieren, man müsse also immer auf Gefahrensituationen vorbereitet sein, lautet ein handlungsrelevantes Narrativ bei der Polizei, das sie immer wieder hört (22, 26). Diesem

Narrativ ist Schmidt in allen Sektoren ihrer Analyse nachgegangen (III. Teil). Denn auch wenn polizeiliche Arbeit von Warten, vom Berichteschreiben, von stetig zu wiederholenden Tätigkeiten geprägt ist, lehren und lernen Polizist:innen, stetig die «Lage» im Blick zu behalten und sie in Hinblick auf ihre Gefährlichkeit einzuschätzen (202). Polizist:innen müssen *in situ* über den Charakter einer Situation entscheiden (19). «Plötzlich» (267) könne sich alles ändern und darauf gelte es vorbereitet zu sein, um mit externem Wut- oder Gewalthandeln reaktiv korrekt umgehen zu können, um eigene Emotionen «im Griff» zu haben, wenn man von der Lage überrascht werde. Schliesslich gebe es ein «ständig drohendes Potenzial zur Eskalation» (27). Dieser «professionelle[r] Argwohn» (31) verbindet die Polizist:innen zu einer professionellen Gefühlsstruktur, also zu Leitplanken des richtigen Fühlens und Emotionshandelns, gemessen an der Ausgangslage. An der Lage entscheidet sich nämlich, wie die Polizei zu reagieren hat – mit welchen Praktiken verbaler De-/Eskalation (270) oder Aggression (221), welchen Wutpraktiken oder welcher Gewaltarbeit (274).

Aufgrund der Bestimmung der Lage erfolgt eine ganze Reihe praktischer Massnahmen: Regelungen zum Arbeitsablauf, kodierte Sprechweisen, Vorschriften zum situativen Tragen der Uniform oder zum Einsatz von Waffen werden noch recht bewusst abgerufen, um sich auf eine Situation einzustellen. Weniger reflektiert sind dagegen Konzepte davon, wie die Figuration Polizei – Bürger – Gegenüber als interdependentes Beziehungsgeflecht aussieht (174), das darüber bestimmt, welche emotionalen Praktiken noch als angemessen oder gar nötig gelten. Denn die Selbstfiguration der Polizei als Spiegel gesellschaftlicher Ordnung, die für den normalen Bürger auch dann noch Verständnis aufbringt, wenn dieser Wut zeigt, auf aggressive Gegenüber – die entlang rassistischer und

kultureller Stereotypisierungen definiert werden – aber mit Härte reagieren «muss», um deren Gefährlichkeit einzudämmen, ist es, die dazu führt, dass auf externe Wut mal mit Verständnis, mal mit Gewalt reagiert wird (184–187, 193–199). So ist das Erzählen über eine potenzielle Gefahr eingebunden in eine Figuration, die über angemessene Emotionen entscheidet und dazugehörige Praktiken bewertet. Schmidts Analyse dieser Figuration stellt – das wird nicht kaschiert – eine Kritik an den bestehenden Verhältnissen dar.

Ja, der Zugang zum Feld ist bereits als «kritische Gesellschaftsanalyse» (18) etikettiert. Die Autorin reflektiert ihre Nähe und Distanz zum Forschungsfeld, beschreibt aber weder – wie sonst bei Ethnografien häufig – die eigene zunehmende Involviertheit oder emotionale Nähe zum Feld, noch das Gefühl der Verantwortung gegenüber dem Feld, dessen Perspektive nach aussen zu tragen. Vielmehr war ihr das «Distanznehmen wichtig» (82). Sie schreibt, dass sie nicht, wie von einigen Interviewpartnern erhofft, deren emische Perspektive (81) nacherzählen wolle. Auch glättet sie Interviewpassagen nicht, die auf strukturellen Rassismus (187, 194–199) oder unangemessene Redeweisen hindeuten, sondern bringt diese vielmehr deutend – und anonymisiert – in ihre Analyse ein (8).

Ihr Zugang zum Forschungsgegenstand entspricht somit nicht etwa der ebenfalls sehr eindrücklichen Studie von Arlie Russell Hochschild «Fremd in ihrem Land»,⁵ die ebenfalls Kritik an Deutungs- und Handlungsweisen übt, denen sie im Feld begegnet, diese aber noch im Feld adressiert. Doch Hochschild versucht einen Graben zu überwinden. Sie will verstehen, wieso Menschen in Gebieten, die von negativen Folgen republikanischer Regierungsführung betroffen sind, dennoch

5 Hochschild, Arlie Russell: Fremd in ihrem Land. Eine Reise ins Herz der amerikanischen Rechten. Frankfurt am Main: Campus, 2017.

zu Anhängerinnen der Tea Party werden, indem sie deren Gefühlsstruktur anhand einer «Tiefengeschichte» (Hochschild 2017: 187) nachvollzieht. Schmidt versucht zwar ebenfalls die, die sie zumindest eingangs als (Andere) gesehen haben muss, zu verstehen und bietet auch den Lesenden verstehende Zugänge zur Handlungsweise der Polizei, selbst zu deren Wutpraktiken. Doch liest sich die Ethnografie als Anklage.

Angesichts einer Verstehen pro-vozierenden, aber Distanz haltenden, analytisch in bester Weise gnadenlosen Forschung scheint es besonders wichtig, die Ergebnisse der Studie in angemessener Weise ins Feld zurückzuspielen. Die Autorin ist sich darüber bewusst, dass es für eine gute Kommunikation wichtig ist, dem Gegenüber Möglichkeiten offen zu lassen, bei einer Konfrontation das Gesicht nicht zu verlieren (247). Dazu bietet die Studie viele Anschlusspunkte, die im direkten Austausch noch weiter fruchtbar gemacht werden könnten. Ziel könnte es etwa sein, die Polizei mit alternativen Emotionskonzeptionen bekannt zu machen, zumal diese sich wesentlich auf psychologisch-biologistische Modelle wie die Eskalationstreppe stützt (207). Die Arbeit kann helfen, die Sicht auf die eigene Rolle in Staat und Gesellschaft zu reflektieren, wenn die Idee der «richtigen Ordnung» pluralisiert wird. Mehr oder minder verdeckte Rassismen und Formen des Othering gegenüber als «Gegner» eingestuft Personengruppen in «Wutfigurationen» (169) könnten hinterfragt werden. Selbstnarrative über die eigene Wirksamkeit und die Heldenhaftigkeit polizeilicher Arbeit im Allgemeinen könnte reflektiert werden. Die Performanz von Gewaltbereitschaft und das Anwenden von Gewaltpraktiken könnten als Mittel der Deeskalation in Frage gestellt werden. Konzepte von harmloser Bürgerlichkeit könnten aufgebrochen und die Praxis, dem Gegenüber eine höhere Strafe aufzubürden, wenn ein:e Polizist:in

sich von ihm in der Ehre verletzt fühlt, könnte überdacht werden.

Über diese praktische Relevanz der Studie für den engeren thematischen Anwendungsbereich hinaus stellt *Affekt und Polizei* eine Ethnografie dar, die eine grosse Leserschaft in der Gewalt-, Emotions- und Narrationsforschung verdient, sich darüber hinaus zur Nutzung in der universitären Lehre bezüglich der Verquickung von Empirie und Analyse eignet und sich schlicht spannend liest.

CHRISTINE HÄMMERLING

Wanner-JeanRichard, Anne: Stoffe für Afrika und das Ende der Druckerei Daniel Jenny & Cie in Ennenda. Eine Dokumentation über den Export bedruckter Gewebe dieser Firma nach Ost- und Westafrika und die Schliessung der Baumwolldruckerei im beginnenden 20. Jahrhundert. Mit Beitr. von Reto D. Jenny (Edition Comptoir-Blätter, 20/21).

Ennenda: Edition Comptoir-Blätter, 2023, 119 S., Ill.

Anne Wanner-JeanRichard hat sich einer scheinbar einfachen, da zeitlich und örtlich begrenzten, in Wirklichkeit aber hochkomplexen Aufgabe gestellt. Es geht um den Aufstieg des Kantons Glarus zum Industrie-Hotspot im 19. Jahrhundert am Beispiel der Firma Daniel Jenny und Cie sowie deren Ende 1907. Der Kanton Glarus hatte nur wenig Landwirtschaft und musste sich andere Erwerbsquellen erschliessen. Die industrielle Revolution mit der Erfindung der Dampfmaschine und der Eisenbahn bot ganz andere Möglichkeiten. Die Firma Daniel Jenny und Cie wurde in den 1830er-Jahren gegründet. Auf Seite 9 zeigt eine zeitgenössische Abbildung die Verantwortlichen dieser Industriefamilie in Form eines Viererkleeblatts abgebildet. Die Familie Jenny führte während rund 77 Jahren eine Baumwollstoffdruckerei in Ennenda, vis-à-vis vom Kantonshauptort am dem rech-

ten Ufer der Linth. Ältere Stoffdruckereien bedruckten «Zeug» (Hanf, Flachs, Leinen) oder woben Muster ins Gewebe. Diese Tücher waren für den lokalen Gebrauch bestimmt. Baumwolle, meist in Form von Ballen, kam aus den Südstaaten der USA. Es scheint, dass es nie Mangel an Baumwollstoff, der Grundlage für die Druckerei, gab. Nicht einmal während des Sezessionskrieges 1861–1865 brach der Import, der über Zürich abgewickelt wurde, ein.

Das Besondere an diesem Industriezweig war, dass am Anfang nicht die Maschinen standen, sondern eine Idee. Heute würde man von einem Startup sprechen. Aus Indonesien gelangten Batikstoffe nach Indien und von dort nach Ostafrika. Durch einen Vermittler oder Zwischenhändler namens Joseph Hertz in Amsterdam erreichten Stoffmusterbeispiele Glarus. In Ennenda beschloss man, einen neuen Absatzmarkt in Ostafrika und von dort den Fernen Osten zu erobern. Man kopierte die Stoffmuster haargenau in Holzmodel, mit denen man im Handdruck-Verfahren Tücher für Wickelkleider und sogenannte Kopftücher (Kangas) bedruckte. Doch das Geschäft flopppte. Da meldete sich ein weiterer Vermittler, Ernst Seegemann, der Exporte in Bremen und in Hamburg organisierte. Er besuchte Westafrika und kannte den Geschmack der einheimischen reichen Damenwelt. Diesmal ging der Aufbau eines erfolgreichen Absatzmarktes gut vonstatten, wenn auch mit einiger Verzögerung.

Dank den beiden Vermittlern kam die Firma Daniel Jenny und Cie mit verschiedenen deutschen und holländischen Firmen in Kontakt und konnte von Synergien profitieren. Die mit Stoffen beladenen Schiffe verliessen Europa und kehrten mit Gütern

aus den Kolonien zurück, sodass jeder Handelsweg gewinnbringend ausgelastet war. In diesem Zusammenhang spielte auch die Kirche eine wichtige Rolle. Erwähnenswert ist zum Beispiel der Besuch der Glarner bei der Basler Missions-, Handlungs-Gesellschaft, der späteren UTC (UnionTrading Company). Der Verkauf alter Holzmodel gelang allerdings nicht. Ein anderes Beispiel zeigt, wie sich die Stoffdruckerei in Ennenda bemühte, gute Geschäfte zu machen. Sie hörte auf einen einflussreichen Kunden in Westafrika, Gerhard Howe, und folgte seinen Ratschlägen bei der Auswahl und Entwicklung von Mustern. Doch dies verursachte Mehrkosten, da immer wieder neue Model gestochen oder Platten gegossen werden mussten. Und die englische Konkurrenz schlief nicht. Anfang 20. Jahrhundert stellte sich die Frage, ob nicht der Moment gekommen sei, die Firma zu verkaufen oder sie aufzulösen und einzelne Teile zu veräussern. Tatsächlich schloss sie ihre Pforten im ersten Halbjahr 1907. Anna Wanner-JeanRichard stellt fest, dass der Zeitpunkt gut gewählt war. Denn die Geschäfte mit Westafrika hatten Fahrt aufgenommen, konnten also gut verkauft werden. Ausserdem stand der Erste Weltkrieg bevor und da hätte die Firma zwangsläufig für mehrere Jahre schliessen müssen. Die Korrespondenz gibt Einblick in das Wohl und Wehe einer Handelsgesellschaft, und das nicht zu knapp.

Anne Wanner-JeanRichard hat mich auf eine Spezialistin und einen Spezialisten hingewiesen, die für die Erforschung von Stoffen für Afrika Grundlegendes geleistet haben: Helen Eland (Belgien) und Phillip Sykas (England). Der Autorin sei gedankt für ihre Hinweise.

PAULA KÜNG-HEFTI

Eingesandte Bücher

- Barfuss, Thomas: Mordslandschaften. Der Krimi in Graubünden. Zürich: Chronos, 2024, 264 S., Ill.
- Bendl, Eve (Hg.): Wohntrends in Miniatur. Moderne Puppenmöbel von Bodo Hennog 1950–2000 (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben, 63). Oberschönenfeld: Museum Oberschönenfeld, 2024, 96 S., Ill.
- Berg, Mia und Christian Kuchler (Hg.): @ichbinsophiescholl: Darstellung und Diskussion von Geschichte in Social Media (Historische Bildung und Public History, 1). Göttingen: Wallstein Verlag, 2023, 246 S., Ill.
- Buri, Tabea: Wie die Dinge zusammenkamen. Die europäische Sammlung im Museum der Kulturen Basel 1900–1936. Diss. Universität Basel 2023. Basel: Schwabe Verlag, 2024, 296 S., Ill.
- Carbone, Mirella und Joachim Jung: Grenz-Erfahrungen. Schmuggel und Flüchtlingsbewegungen im Fextal und Bergell 1930–1948. Zürich: Hier und Jetzt, 2024, 548 S., Ill.
- Fischer, Norbert und Sonja Windmüller (Hg.): Spuren des Maritimen. Kulturwissenschaftliche Erkundungen an Nord- und Ostsee (Fördeblick - Kieler Schriften zur Alltagskultur, 3). Münster: Waxmann, 2024, 292 S., Ill.
- Häsler, Leonie, Madeleine Girard und Saskia Klaassen Nägeli: Hanro. Mode aus Liestal 1884–1991. Zürich: Hier und Jetzt, 2024, 200 S., Ill.
- Heimerdinger, Timo und Marion Näser-Lather (Hg.): Position beziehen, Haltung zeigen!? Bedingung und Problem kulturwissenschaftlicher Forschung. Münster: Waxmann, 2024, 272 S.
- Holsing, Henrike und Luisa Heese (Hg.): Hexen! Über Körper, Wissen und Macht = Witches! About bodies, knowledge and power. Köln: Wienand, 2023, 215 S., Ill.
- Kreide-Damani, Ingrid et al.: Ethnologie als Ethnographie. Interdisziplinarität, Transnationalität und Netzwerke der Disziplin in der DDR. Münster: Waxmann, 2024, 526 S.
- Kühberger, Christoph: Das undisziplinierte Kinderzimmer. Ethnographische Erkundungen zur Geschichtskultur im Privaten. Göttingen: Wallstein Verlag, 2024, 322 S., Ill.
- Mieder, Wolfgang: Dornröschen. Das Märchen in Literatur, Kunst, Medien und Karikaturen (Kulturelle Motivstudien 24). Wien: Praesens Verlag, 2024, 355 S., Ill.
- Robel, Yvonne: Viel Lärm um nichts. Eine Wahrnehmungsgeschichte des Nichtstuns in der Bundesrepublik (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, 63). Göttingen: Wallstein Verlag, 2024, 426 S., Ill.
- Schmidt, Stefanie: Affekt und Polizei. Eine Ethnografie der Wut in der exekutiven Polizeiarbeit. Bielefeld: Transkript, 2022, 366 S.
- Tschofen, Bernhard: Alpenland Vorarlberg. Erkundungen zu Geschichte und Kultur. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner, 2024, 164 S., Ill.
- Stand 31. 8. 2024

AutorInnen

Fehlmann, Meret, Dr., Universität Zürich, Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft (ISEK), Affolternstrasse 56, CH-8050 Zürich
meret.fehlmann@ub.uzh.ch, ORCID: 0000-0003-2973-8183

Gajek, Esther, Dr., Universität Regensburg, Lehrstuhl für Vergleichende Kulturwissenschaft, Universitätsstr. 31, D-93053 Regensburg
esther.gajek@ur.de

Goetz, Irene, Prof. Dr., Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie, Oettingenstrasse 67, D-80538 München
irene.goetz@lmu.de

Kainradl, Anna-Christina, Dr., Universität Graz, Zentrum für Interdisziplinäre Alterns- und Care-Forschung (CIRAC), Schubertstrasse 23/1, AT-8010 Graz
anna.kainradl@uni-graz.at, ORCID: 0000-0001-9450-8857

Keller, Valerie, Dr., Universität Zürich, Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft (ISEK), Affolternstrasse 56, CH-8050 Zürich
valerie.keller@uzh.ch, ORCID: 0000-0002-0868-6276

Schweiger, Petra, M. A., Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie, Buschingstr. 9, D-81677 München
petra.schweiger@campus.lmu.de

Schweigler, Stefan, Dr., Universität Wien, Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft, UZA II, Rotunde, Josef-Holaubek-Platz 2, AT-1090 Wien
stefan.schweigler@univie.ac.at, ORCID: 0009-0004-7530-0283

Trinkaus, Eva-Maria, Dr., Universität Klagenfurt, Institut für Anglistik und Amerikanistik, Universitätsstraße 65-67, AT-9020 Klagenfurt
eva-maria.trinkaus@aau.at, ORCID: 0000-0002-5890-3080

Richtlinien für die AutorInnen

Die wissenschaftliche Zeitschrift Schweizerisches Archiv für Volkskunde (SAVk) veröffentlicht Originalarbeiten (Abhandlungen, Debatten, Forschungsberichte und Miszellen) zu volkskundlich-alltagskulturellen, kulturanthropologischen, regionalethnografischen und kulturwissenschaftlichen Themen und diesbezügliche Besprechungen über Neuerscheinungen. Die Abhandlungen erscheinen auf Deutsch, Französisch, Italienisch und Englisch und umfassen maximal 45 000 Zeichen (inklusive Leerzeichen und Abstract).

Originalarbeiten sind in digitalisierter Form an das Herausgeberteam Dr. Sabine Eggmann (sabine.eggmann@unibas.ch) und Ass.-Prof. PD Dr. Konrad J. Kuhn (konrad.kuhn@uibk.ac.at) einzureichen. Buchbesprechungen sind direkt an die Verantwortliche für die Rezensionen, Dr. Meret Fehlmann (fehlmann@isek.uzh.ch), einzureichen.

Richtlinien zur formalen Gestaltung der Beiträge finden sich unter www.volkskunde.ch/sgv/publikationen/zeitschriften/schweizerisches-archiv-fuer-volkskunde.

Die Auswahl der Beiträge erfolgt durch das Herausgeberteam nach einem anonymisierten Begutachtungsverfahren (double-blind peer-review). Die Redaktionskommission sowie der wissenschaftliche Beirat des SAVk wirken an diesem Auswahl- und Begutachtungsverfahren mit.

Instructions aux auteur-e-s

La revue scientifique Archives suisses des traditions populaires (ASTP) publie des travaux originaux (thèses scientifiques, débats, comptes rendus de recherche ou billets) sur des sujets du folklore et de la culture du quotidien, d'anthropologie culturelle, d'ethnographie régionale et des sciences de la culture ainsi que des critiques de parutions dans ces domaines. Les textes sont publiés en allemand, français, italien ou anglais et n'excèdent pas les 45 000 signes (espaces et abstracts inclus).

Les textes originaux sont à envoyer par mail à l'équipe éditoriale: Dr. Sabine Eggmann (sabine.eggmann@unibas.ch) et Ass.-Prof. PD Dr. Konrad J. Kuhn (konrad.kuhn@uibk.ac.at). Les comptes rendus de lecture sont à envoyer directement à la personne en charge des critiques, Dr. Meret Fehlmann (fehlmann@isek.uzh.ch). Vous trouverez les instructions pour la mise en pages sous www.volkskunde.ch/sgv/publikationen/zeitschriften/schweizerisches-archiv-fuer-volkskunde.

La sélection se fera par l'équipe éditoriale selon une évaluation anonyme (double évaluation anonyme par les pairs). Le comité de rédaction ainsi que le comité scientifique des ASTP participent à ce processus de sélection et d'évaluation.

